

# Ich wurde froh in dieser Nacht.

Geschichten und Betrachtungen zur Christnacht

von Konrad Fischer

Allen Leserinnen und Lesern eine gesegnete Adventszeit und ein fröhliches Weihnachtsfest!



Die nachstehenden Geschichten und Betrachtungen zur Advents- und Weihnachtszeit eignen sich zur persönlichen Lektüre ebenso wie zum Vorlesen in Gemeindekreisen und -gruppen und in der gottesdienstlichen Feier. Sie stehen hier kostenfrei zur Verfügung.

Das Urheberrecht liegt beim Verfasser. Nicht autorisierter Nachdruck oder andere kommerzielle Verwertung ist unzulässig.

Wenn Ihnen die Geschichten gefallen haben, sind wir für eine Unterstützung unserer Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen aus einkommensschwachen und benachteiligten Familien in Siebenbürgen / Rumänien dankbar.

Herzlich

Handwritten signature of Konrad Fischer.

Infos unter [www.bw-weilau.de](http://www.bw-weilau.de) Unsere Bankverbindung:  
Bildungswerk Weilau VR-Bank Rhein-Neckar  
Kto-Nr. 8536 1007 BLZ 670 900 00  
IBAN DE03 6709 0000 0085 3610 07 BIC GENODE61MA2

## Inhalt

Keine Engel? _____	Seite _____	3
Eine kleine Geschichte vom Reich Gottes _____		6
Eine Eselspredigt im Advent _____		8
Der Weg nach Bethlehem _____		12
Die Nacht, als alle Riegel und Schlösser sprangen _____		15
Ich wurde froh in dieser Nacht _____		18
Der Lokführer. Eine Weihnachtspredigt _____		24
Eine Legende von den drei Königen _____		28
Der verhedderte Stern _____		31
Joseph _____		36
Der Hirte _____		39
Die Krippe war leer _____		42
Vom Mann mit den sieben Kümmernissen _____		46
Nachts kam immer nur der Wolf _____		52
Der Esel _____		55
Der Ochse, der eine Kuh war _____		60
Der Hirtenhund _____		64
Natürlich hat die Zecke das Christkind nicht gebissen _____		68
Bahne frei für Gott! _____		71

## Keine Engel?

Nehmen wir doch aus der Weihnachtsgeschichte einfach mal die Engel 'raus. Also ich meine jetzt diesen Engelschor, dessen Gesang man in der Vertonung Friedrich Händels zur Weihnachtszeit allenthalben zu hören kriegt; nehmen wir den einfach mal 'raus, und nehmen auch diesen einen weg, diesen Botschaftsengel, aus, gestrichen, vorbei: Was bliebe zurück? Ich will es Euch sagen: Zurück bliebe eine armselige Geburt in einer armseligen Hütte; zurück blieben armselige Hirten bei einer armseligen Arbeit; zurück bliebe eine armselige Welt, voll von Kriegsangst, voll von Wirtschaftsangst, voll von Technikangst, eine durch und durch angstvolle Welt. Nun sind wir hier ja gewissermaßen unter uns, Christenleute, niemand käme auch nur im entferntesten darauf, einen so aberwitzigen Gedanken zu unterstützen.

Aber nehmen wir weiter mal an – ich sage das wieder ganz hypothetisch -, wir würden daraus eine ganze Kirchenbotschaft machen, würden also sagen: Ihr Menschen, es tut uns leid, ihr wisst ja, das Ganze ist eine antike Geburtslegende; das kann sich, wie jedes Kind weiß, schwerlich so zugetragen haben, es ist eine Frage der Klarheit, Frage der Aufrichtigkeit, die Bibel wird korrigiert, die Engel werden gestrichen - was, glaubt Ihr, würde geschehen? Ich vermute: Die Unbehaglichkeit, die Ihr jetzt bei dieser natürlich völlig hypothetischen Überlegung empfindet, die würde sich draußen in der Welt geradezu zu einem Beben verstärken. Ein Zittern würde da hindurch laufen, ein Erschrecken und taumelndes Entrüsten: Wie, keine Engel mehr in der Weihnachtsgeschichte!?

Also ich möchte Euch jetzt sofort sagen, wofür dieses Gedankenexperiment gut ist. Wir Menschen brauchen nämlich die Weihnachtsgeschichte. Wir brauchen sie so, wie sie ist, wir brauchen sie viel dringlicher, als uns selber bewusst ist. Es ist keineswegs ein Zufall, dass diese Geschichte und diese Botschaft und dieses Fest von allen christlichen Inhalten und allen christlichen Traditionen und allen biblischen Überlieferungen bis in die Gegenwart hinein in unserer Öffentlichkeit die allerhöchste Akzeptanz genießt. Die Menschen besuchen in großer Zahl die Weihnachtsgottesdienste. In den Medien sind Jesusgeschichten angesagt, Jungfrauengeburt, Forschungsstand zur bib-

lischen Überlieferung. Man kann dieses und jenes lesen, mal spöttisch, mal nüchtern, wie auch immer, und ach und ich sage Euch: unter all diesen kritlichten Geschichten verbirgt sich im Kern nichts anderes als die tiefgreifende Sehnsucht nach dem Heil. Alle brauchen diese Geschichte, wenn sie es vielleicht auch manchmal nicht so gerne zugeben. *Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird.*

Warum ist das so? Antwort: Die Weihnachtsgeschichte ist alles andere als ein heimeliges Idyll, alle Jahre wieder, Lichterketten auf den Straßen, Einkaufsschlachten in den Kaufhäusern. In dieser Geschichte wird vielmehr etwas erzählt, was nur Gott selber erzählen kann. Niemand von denen, die sozusagen Augenzeugen und Zeitgenossen dieser wunderbaren Geburtsnacht gewesen sind, kein Kaiser und kein Provinzfürst, kein Jedermann und kein Herbergswirt, auch übrigens keiner von den Hirten und nicht einmal Josef, der Mann der Maria, konnte das sagen, konnte sagen: Dieses Würmchen da in seiner Krippe, dieses Wickelkind, eben geboren, das ist der Retter, das ist der Christus, das ist der Todesüberwinder und Heiland der Welt. Niemand konnte das sagen, allenfalls Maria, die Mutter und Erstgebärende, und auch die aber nur, weil, wie alle wissen, ein ebensolcher Gottesbote es ihr offenbart und kundgemacht hatte. Und wenn wir diese ganze Weihnachtsgeschichte sorgfältig abtasten, dann merken wir: Diese geheimnisvolle Geschichte ist im Kern eine *Schöpfungsgeschichte* wie die vom ersten Tag, als Gott in die Finsternis hinein sprach: es werde Licht! Und es ist zugleich eine *Offenbarungsgeschichte* wie die mit Mose vor dem brennenden Busch; und es ist eine *Erlösungsgeschichte*, deren Ausgang da vorne liegt, Ja, und irgendwie wissen die Menschen das auch; deshalb brauchen sie diese Geschichte, ein Ahnen, ein Verlangen, eine heimliche Lust.

Manche, das ist wahr, sinnen Krieg. Gott aber sinnt Frieden. Manche sind bestrebt, sich allen Reichtum dieser Welt zu sichern. Gott aber schenkt seine Gerechtigkeit und Liebe diesen armseligen Hirten. Manche sinnen auf Erbgutoptimierung und Menschenzüchtung. Gott aber hat Wohlgefallen an allen seinen Menschenkindern.

In der Weihnachtsgeschichte ist Gott selber am Werk. Er spricht. Er erzählt. Niemand kann das außer ihm. Und genau das weiß der alte Adam in seinem tiefsten Herzen auch, und deshalb tut es ihm so unendlich gut, diese Geschichte immer wieder zu

hören, denn sie sagt ihm, was wirklich da vorne ist. *Und als die Engel von ihnen gen Himmel führen, sprachen die Hirten untereinander: Lasst uns nun gehen nach Bethlehem und die Geschichte sehen, die da geschehen ist, die uns der Herr kundgetan hat. Und sie kamen eilend und fanden beide, Maria und Josef, dazu das Kind in der Krippe liegen. Als sie es aber gesehen hatten, breiteten sie das Wort aus, das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war.* Und was, ihr Lieben, werden die Hirten da wohl gesagt haben? Nun, sie werden gesagt haben: Horcht, ihr Menschen, und hört: Es ist wahr geworden ist, was von alters her durch den Propheten geschaut war und geschrieben steht: (Jes 9,5) *Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende, Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit.* Sagt selbst: Das macht einen doch froh. Oder?

## Eine kleine Geschichte vom Reich Gottes

Ich will euch eine Geschichte von Jesus erzählen, klein, kurz, aber lasst sie euch nur gefallen!

Was hat Jesus eigentlich gemacht?

Er hat den Menschen vom Reich Gottes erzählt.  
Es kommt bald, sagte er. Tut Buße!

Was ist Buße, sagten die Leute, und seufzten. Sie zogen die Köpfe ein und ließen die Schultern hängen.

Hört auf, die Köpfe einzuziehen. Gott ist ein Mutmacher. Seht auf! Erhebt eure Häupter! Eure Erlösung ist nahe!

Da sahen sie auf, hoben ihre Häupter, strafften die Schultern und sagten: Erzähl uns vom Reich Gottes!

Tja, sagte Jesus, tja, Reich Gottes, das ist wie mit dem Schatz im Acker. Kommt ein Mann, entdeckt den, verbirgt ihn wieder, geht hin, verkauft alles, was er hat, und kauft den Acker.

O, sagten die Leute, du bist ein Schatz. Und nahmen Jesus freundlich in ihre Mitte. Erzähl uns mehr!

Tja, sagte Jesus, Reich Gottes, das ist wie mit dieser kostbaren Perle. Ein Kaufmann fand sie, ging hin, verkaufte alles, was er hatte, und kaufte diese eine kostbare Perle.

O, sagten die Leute, du bist eine Perle, und schlossen ihn ins Herz. Erzähl uns mehr!

Nun, sagte Jesus, Himmelreich. Guckt auf dieses Senfkorn, winzig, klein, kleiner als alle anderen Körner. Nimmt ein Mann das Senfkorn, pflanzt es in seinen Acker, wächst ein Baum draus, größer als alle anderen Bäume. Fliegen herbei die Vögel und wohnen in seinen Zweigen.

O, wie schön, sagten die Menschen. Es wurden immer mehr, sie suchten seine Nähe.

Weißt du noch mehr Geschichten vom Reich Gottes, fragten sie.

Nun ja, sagte Jesus, nimmt eine Frau einen Sauerteig, der macht stumpfe Zähne. Nimmt dazu einen halben Zentner Mehl, mengt den Sauerteig hinein, bis alles ganz und gar durchsäuert ist, und backt daraus ein wunderbares Brot.

Bist du sauer, fragten die Menschen?

Nein, sagte Jesus, aber mengt mich nur tüchtig unter. Ich schmecke gut.

Das ließen sich die Leute nicht zweimal sagen. Sie kamen, immer mehr, 3000, 4000, 5000, 7000, unendlich viele, und nahmen und aßen und wurden alle satt.

Einige aber wurden ungeduldig. Sie bedrängten ihn und sagten:

Wann kommt Gottes Reich?

Wo kommt Gottes Reich?

Wie, wie kommt Gottes Reich?

Da wurde Jesus ein bisschen betrübt, sann einen Augenblick nach und dann sagte er:

Man kann es mit Augen nicht sehen,  
kann mit dem Fuß nicht drauf stehen,  
kann's nicht mit Schritten durchmessen,  
kann's mit dem Munde nicht essen,  
kann's mit der Zunge nicht schmecken,  
hat weder Winkel noch Ecken,  
hat keine Farben noch Streifen,  
lässt sich mit Händen nicht greifen,  
kommt nicht auf lärmende Weise,  
kommt aber freundlich und leise,  
weht sachte einher, ein göttlicher Hauch,  
und in dir, liebes Kind:  
in dir ist es auch!

## Eine Eselspredigt im Advent

*Du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin.* Sach 9, 9

Ich zähle mich, Ihr Lieben, zu der keineswegs unbedeutenden, aber im Vergleich zu den Pferdebegeisterten doch deutlich schmaleren Minderheit der Eselsliebhaber. Nun haben ja Esel in unseren Volksüberlieferungen keinen so besonderen Ruf. Sie gelten eher als hartnäckig, störrisch, gelegentlich gar dumm. *Du Esel* ist schon aus dem Schulbetrieb des Mittelalters als Scheltwort und Tadel überliefert. Nun sind ja in der Tat Esel eher unscheinbare Gesellen. Sie machen äußerlich nicht viel her, anders als so ein richtig stolzes Ross. So ein graues Eselchen steht einfach da, guckt einen an, macht sich nicht groß, und wenn man sich seine wunderbar feinen Ohren durch die Hand gleiten lässt, diese körperlichen Außenzeichen ihrer sensiblen Aufmerksamkeit, so entsteht da – jedenfalls ist das für mich so – augenblicklich ein freundliches Gefühl von Vertrauen. Weich. Warm. Klug. Aber wie gesagt: in unserem Kulturkreis sind Esel eher weniger geschätzt. Dabei sind Esel tatsächlich aber äußerst selbstbewusste, äußerst belastbare und leistungsstarke Tiere. Ihre kulturhistorische Bedeutung ist enorm. Davon kriegt man eine Ahnung, wenn man den Blick nach Süden wendet. Je weiter man nämlich nach Süden und je näher man damit zugleich der Armut kommt, um so mehr nimmt die Zahl der Esel zu. Das kann man z. B. in Rumänien sehen, wenn man dort vom industrialisierten und boomenden Siebenbürgen her die Weiten der Wallachei bereist. Der Eselskarren ist in den Dörfern dort bis heute ein häufig genutztes Verkehrsmittel. Ja, ich sag's jetzt mal pointiert: der Esel ist in unserer Gegenwart zum Transporttier der Armut geworden. Obwohl doch, wie man aus der biblischen Überlieferung weiß, Könige auf ihnen geritten sind, Absalom so rasch und ungestüm, dass er sich mit den Haaren in einer Eiche verfang. Ihr kennt das ja: Der Esel konnte und mochte den abtrünnigen Königssohn nicht mehr tragen. Oder denkt nur an die wunderbare Bileamgeschichte, das ist der Seher, der den Isra-



eliten auf ihrem Weg ins gelobte Land mit einem Fluch den Weg versperren sollte. Aber Gott schickte seinen Engel, um ihn aufzuhalten. Der stellte sich in einem Hohlweg dem Seher in den Weg. Bileam sah ihn nicht oder wollte ihn nicht sehen. Aber der Esel. Ich will die Geschichte in all ihren Steigerungen nicht erzählen, aber Bileam trietzt und schlägt seine bockende Eselin so lange, bis die den Mund auftut und spricht (und genau genommen spricht sie genau so wie später der Herr in der Passionsgeschichte – und spätestens jetzt ahnt Ihr was); also spricht die Eselin zu Bileam: *Was habe ich dir getan, dass du mich dreimal geschlagen hast? Ja, was schlägest du mich?* Also: der Esel ist ein durch und durch biblisches Tier. Vielleicht kennt Ihr auch das große Siegeslied der Deborah, Prophetin und Richterin in Israel. Unter ihrer Anleitung hatten die Israeliten eine wichtige Schlacht gegen die Kanaanäer gewonnen, woraufhin die Prophetin Deborah zusammen mit dem Feldhauptmann Barak eine großes Siegeslied anstimmt: *Lobet den Herren! Die ihr auf weißen Eselinnen reitet, lobet den Herren!* Ihr merkt: dieser Ritt auf der Eselin, der verleiht den Reitern eine hohe Gotteswürde. Lobet den Herren (auf hebr halleluja). Oder der Jakobssegens, mit dem (Gen 49) der greise Jakob, Urvater der 12 Stämme Israels, vor seinem Abscheiden seine Söhne segnet. Zu Juda, aus dem David und aus dem der Messias Christus kommen sollte, zu dem spricht er in seinem Segenswort: *Es wird das Szepter von Juda nicht weichen, bis dass der Held komme, und ihm werden die Völker anhangen. Er wird seinen Esel an den Weinstock binden und seiner Eselin Füllen an die edle Rebe!* – Ja, wer ist da Weinstock, wer ist da Rebe, wer ist da Esel, wer das Füllen?

*Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Siehe, dein König kommt zu dir, eine Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf dem Esel und dem Füllen der lastbaren Eselin.* So heißt es in der Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem. Und das ist ja nun in der Jesus-Geschichte, nicht das erste Mal, dass wir von einem Esel hören. Der Esel, auf dem Jesus da in Jerusalem einreitet, der ist uns nämlich schon aus der Weihnachtsgeschichte vertraut, obwohl – der Korrektheit halber sei's gesagt – darin von einem Esel eigentlich gar nichts erzählt wird. Dennoch gehört ein Esel fest zum weihnachtlichen Inventar. Das liegt an Jesaja. Der nämlich hatte Jahrhunderte zuvor geweissagt: *Ein Ochse erkennt seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber*

*Israel erkennt's nicht und mein Volks versteht's nicht.* Und deshalb kommen seit den Zeiten des frühesten Christenheit Ochs und Esel in jedem Weihnachtsbild vor, obwohl genau genommen der Evangelist Lukas davon gar nichts berichtet. Also zweimal Esel: Beim Einzug in die Welt, und beim Einzug in seine Stadt, dem Kreuz, dem Tag der Auferstehung entgegen. Womit ich sagen will: Der Esel, dieses kleine, graue, bescheidene, anspruchslose, leistungsstarke Geschöpf, der und Jesus, die gehören auf eine geheimnisvolle Weise zusammen.

Man muss noch etwas bedenken. In der Einzugsgeschichte gibt der Herr den Jüngern die Weisung: Ihr werdet finden die Eselin, das Füllen dazu. *Bindet sie los!* Will einer euch hindern, so sprecht: *Der Herr bedarf ihrer!* Also unter der gebieterischen Weisung des Herrn wird der Esel frei, wird losgebunden, er trägt den Herrn, und kaum dass der Herr aufgesessen ist, erkennt ihn auch die Welt: *Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!*

Jetzt wird es allerdings Zeit, darüber nachzudenken, wer oder was mit diesem Esel, dieser Eselin, auf den die Schrift immer wieder auf so geheimnisvolle Weise zu sprechen kommt: Wer oder was ist damit eigentlich gemeint? Und ehe ich Euch jetzt meine Antwort verrate, lege ich Euch ein Rätselwort vor: Wer oder was ist das? Ist bei uns, ist in uns, ist dazu da, in bescheidener Demut den Herrn zu erheben, so dass alle Welt ihn sehen kann, ist aber angebunden, ist gebunden, findet seine Bestimmung nicht, wird festgehalten, nämlich von den Mächten der Welt, von allen Alltäglichkeiten und Gewohnheiten, kann sich selber davon nicht losreißen, wird aber frei durch das Befehlwort des Herrn, *Bindet sie los!*, läuft hin und hinaus, um den Herr zu tragen, hoch erhoben vor aller Welt und sichtbar vor aller Augen – kennt Ihr diesen Esel? Ich sag's Euch: dieser Esel, das ist der Glaube. Er ist es doppelt. Er ist es in unserem mitteleuropäisch-deutschen Sinn, denn die Welt sagt zu ihm: Was bist du doch für ein Esel! Glaubst einen Gott, den's nicht gibt, und wartest auf einen Heiland, der nicht kommt, ja, fürwahr, ein altmodischer törichter Esel bist du. So spricht die Welt vom hohen Ross, und es ist ja wahr, dass sich nur eine eher kleine Schar zu ihm bekennt. Aber der Glaube, dieser Esel, der ist in Wirklichkeit auch das andere, er ist der

Esel im biblischen Sinne, der, der in selbstbewusster Demut den Herrn vor aller Welt (und wenn nötig: gegen alle Welt) groß sein lässt. Darum bleibt er störrisch, wenn es um die Gerechtigkeit geht, um Ausgleich zwischen arm und reich, um die Friedensfrage und Zukunft der Schöpfung, und bleibt bockig, wenn die Hilfe für die, die nicht im Gelde schwimmen, abgebaut und zur Disposition gestellt wird. Denn der, den er trägt, das weiß der Esel, das ist *ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel, dem Füllen der lastbaren Eselin*, und davon wiederum lässt sich der Glaube nichts abmarkten. Aber wie gesagt: Der Herr muss kommen und ihn losmachen, dann zeigt der Glaube seine Kraft. Und frage ich also: Wozu ist der Advent gut, so heißt meine Antwort: Ich erwarte, erhoffe, erbitte, dass der Herr kommt und durch sein Wort unseren Glauben, den oft so kleinmütigen, so gering geachteten, den manchmal wie verblödet im Stall herumstehenden, den unter die Geschäfte der Welt gefesselten Glauben los macht, frei macht, dass der Glaube anfängt zu singen wie Maria: *Meine Seele erhebt den Herren, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes*. Ja, das braucht so ein Esel.

## **Der Weg nach Bethlehem**

### *Eine Weihnachtsgeschichte*

Es ist die hohe Stunde der Christnacht. Maria hat geboren, Engel haben gesungen, Hirten kamen gelaufen, Licht ist gewesen in dunkler Nacht. Ruhe ist eingekehrt. Josef hat sich niedergelegt, auch Maria ist eingenickt. Es ist unendlich still. Das Licht im Stall ist fast erloschen. Nichts ist mehr im Dunkel zu erkennen, keine Maria, kein Josef, kein Esel, kein Rind. Nur unterm letzten Lampenschein sehe ich das Gesicht des Kindes. Es hat die Augen geöffnet. Es schaut mich an. Es lächelt nicht; es lacht nicht. Es schaut ernst, als hätte es mich erwartet. Aus seinen Augen leuchtet die Heiligkeit Gottes. Das Kind schaut mich an. Ich stehe vor ihm wie der letzte Hirte, wie ein ärmlicher Nachzügler, wie einer, der den Engel auf dem Feld nicht selber gesehen, wie einer, der den Gesang der großen Schar vom Himmel her nur durch Hörensagen vernommen hat. Armselig und hilflos komme ich mir vor. Ich bin ja auch kein Hirte. Ich komme nicht vom Feld. Ich komme aus einer anderen Welt, aus der Unruhe jagenden Lebens. Meine Welt ist voll von Autos und Computern, voll von Lärm, Ansprüchen und Enttäuschungen. Um mich herum war, ehe ich kam, nicht die sanfte Nacht bei den Hürden. Um mich herum waren meine Fragwürdigkeiten und unklaren Ziele, der Mahlgang einer verrinnenden Zeit, Menschen, denen ich nicht helfen konnte, und Menschen, die mir nicht helfen konnten; waren Ängste und Bedrohungen, Ungeduld und oft, oft eine kaum greifbare Leere. Als ich losging, war draußen Tag, ein ganz normaler, kühl regnerischer Wintertag, einer von der Art, der alle Gedanken lähmt und alle Gefühle in die Norm einer verordneten Automatik preßt, einer von der Art, der in trüber Klebrigkeit die Augen blind macht für beides, Schönheit wie Last.- Jetzt stehe ich vor der Krippe im dunklen Stall. Auf meinem Weg hierher bin ich auch an dem Ende dieses Kindes vorübergegangen. Ich weiß seinen Tod. Das unterscheidet mich von den Hirten. Ich bin Zeuge gewesen, wie sie dieses Kind gepeinigt und geschlagen haben, und wie ich jetzt vor ihm stehe, verschwimmt mir der Blick, ich fühle mich

machtlos unter der anrennenden Gewalt der Bilder. Hoch aufgerichtet, von drohender Brutalität, stehen da die Hinrichtungsbalken und der schreiende Mann. Ich weiß sein Ende. Ich stehe vor dieser Krippe voll auswegloser, tiefströmender Trauer. Mir ist, als verlöre ich mich selbst, als schwemmte einer breiter Strom mich davon. Das Kind schaut mich an. Sein Blick ist hoheitsvoll, ruhig; es weiß sein Ende, wie ich es weiß, ich sehe es im Widerbild seiner sanft geöffneten Augen. Ihr dunkler Glanz trägt keine Traurigkeit und keine Angst, vielmehr eine unaussprechliche Würde und wärmend lebensvolle Freundlichkeit. Kind, sage ich, Kind, ich möchte dir etwas schenken. Dann stehe ich und verstumme. Was willst du mir schenken? sagt das Kind. Meine Arme hängen ungelentk herab. Ich kann nichts sagen. Ich habe keinen Weihrauch, keine Myrrhe, kein Gold. Mit leeren Händen bin ich vor die Krippe getreten. Ich will dir sagen, spricht das Kind, was du mir schenken kannst. Gib mir alles, was du tief drinnen in deinem Herzen vergraben hast, gib es mir und leg es hier an meine Krippe. Gib mir deine Angst, gib mir deine Unruhe, gib mir deine verworrenen Gefühle von Schuld und Versagen, gib mir deine Oberflächlichkeiten, deinen Leichtsin, deine Müdigkeiten, alle Verzagtheit deines Lebens. Gib sie mir und leg sie hier an den Fuß meiner Krippe. Es ist ja nicht bloß meine Last, sage ich, mit der ich hergekommen bin. Im trüben Licht des Tages, als ich fortzog, sah ich eine Mutter am Bett ihres Kindes, wachend und weinend unter großer Kümmeris. Sie rief mich an und sagte: Komm, und hilf mir tragen! Aber ich bin vorübergegangen und konnte es nicht. Ich sah einen Mann in seinem Haus sitzen, grübelnd, voller Verzweiflung, den Kopf auf die Tischplatte gelegt, leer und ohne Zukunft. Siebenundzwanzig Jahre, sagte der Mann, siebenundzwanzig Jahre habe ich meine Arbeit getan. Jetzt werde ich nicht mehr gebraucht. Meine Kinder schämen sich meiner, und auf der Straße werde ich gemieden. Komm, und hilf mir tragen! Aber ich bin vorübergegangen und konnte es nicht. Und ich sah eine Frau, die saß in ihrer Wohnung; ihre Stimme war verzerrt vor Verletzttheit und Angst. Ich bin jetzt allein, hat sie gesagt; mein Mann hat sich abgewandt und ist davongegangen. Komm, und hilf mir tragen! Aber ich bin geflohen vor der Frau und hatte keine Hoffnung für sie. Später war da ein Haus mit langen dunklen Gängen. Ich öffnete eine Tür und fand darin einen, der schrie vor Schmerzen, denn seine

Peiniger hatten ihn grausam gequält. Ich aber wusste mir keinen Rat; ich hatte Angst, den Mächtigen in den Arm zu fallen und habe mir die Ohren zugehalten, um sein Schreien nicht zu hören, und habe ihn gelassen, ihn und die Henkersknechte in diesem Haus. Ein alter Mann saß vereinsamt in seiner Wohnung. Sprich mit mir! Ich aber schwieg und ging vorbei. Ein Kind sprach: Spiel mit mir! und ein anderes, auf dem Schoß seiner Mutter an schlaffen Brüsten saugend, rief mich an: Nähre mich! und ein drittes - Lastwagen waren vorgefahren und zerrten die Menschen aus ihren Häusern; jetzt säubern wir euch, schrie einer in Uniform, während er mit dem Gewehrkolben einen der aus dem Haus Getriebenen auf den LKW stieß - das rief: Schaffe mir Gerechtigkeit und Heimat! Aber ich bin davongelaufen, denn ich wusste nicht, wie. Ach, Kind in der Krippe, was soll ich dir sagen von all den Weinenden und ohne Hoffnung Geborenen. So sprach ich zu dem Kind im dunklen Stall von Bethlehem, ganz allein mit ihm in dieser heiligen Nacht. Da aber hob das Kind die Hand; es winkte ich heran und sagte nur: Gib her, leg alles her, was du gesehen hast. Da habe ich mich niedergebeugt und alles, alles am Fuß der Krippe niedergelegt. Und das Kind nahm einen grünen Zweig und griff vom Himmel herab einen Stern. Es pflanzte den Zweig mitten zwischen all die Ereignisse und Bilder, die ich am Fuß seiner Krippe niedergelegt hatte, und in den Zweig hinein hing es den Stern. Der Zweig aber begann augenblicklich zu wachsen und wurde ein Baum voller Licht und grünendem Leben. Das Kind sagte: Brich einen Zweig von diesem Baum; nimm ihn mit auf deinem Weg zurück und sage allen Entwürdigten, allen Erniedrigten und Beleidigten: Der Retter ist da. Fürchtet euch nicht! Und ich nahm einen Zweig und brach ihn aus dem Baum. Ich bin nicht gesprungen und habe keine lauten und fröhlichen Lieder angestimmt. Ich wusste, dass ich auf dem Heimweg allen aufs neue begegnen würde, die ich auf meinem Weg nach Bethlehem getroffen hatte. Aber ich fühlte: Ich hatte keine Angst mehr. Ich würde weinen können mit den Weinenden und Sprache finden für die Betrübten. Ich würde Mut haben, den Mächtigen entgegenzutreten, und würde ein Gefährte der Einsamen sein. Viel wichtiger aber als alles das war der Zweig in meiner Hand. Er lag ruhig und von lebendiger Wärme darin. Ich sah ihn an und wusste: Gott hat uns eine Hoffnung gegeben.

## **Die Nacht, als alle Riegel und Schlösser sprangen**

### *Eine Christnachtgeschichte*

Tatsache ist: Maria und Josef haben in Bethlehem eine Stadt der verschlossenen Türen gefunden. Man ließ sie nicht ein, Josef nicht, den Wanderer, und Maria nicht, die schwangere Braut. Warum nicht? Die Stadt war keineswegs überfüllt. Natürlich hätte man ein Eckchen finden können, eine offene Tür und Unterkunft, ein Bett nach Maß und wie es sich gehört. Es war aber nicht so. Sie erfuhren die Nacht der verschlossenen Türen. Ich komme an. Alles ist zu. Niemand erwartet mich. Ich klopfe an. Niemand öffnet. Ich stehe, ich horche. Niemand läßt mich ein. Am Ende bin ich enttäuscht, ja, geradewegs verloren. So ist es in der Nacht der verschlossenen Türen. Nun hatten allerdings die beiden dort, der Wanderer und seine schwangere Braut, überhaupt keine besonderen Erwartungen an die Menschen. Die Stadt war fremd, und warum sollten sie öffnen? Allerdings trug Maria, wie man weiß, das Kindlein Gottes unter dem Herzen, und das wäre nun eigentlich schon eine Lust gewesen, ihr zu öffnen, ihnen beiden, allen dreien: willkommen, liebes Heilandskind. War aber nicht so. Die Menschen taten nicht auf. Einen von ihnen kennt man recht gut. Aus Lied und Legende ist der bekannt. Ich meine den Wirt. Sie klopfen an. Er macht nicht auf. Warum macht er nicht auf? Was hatte ihn denn so verriegelt, dass er die beiden gar nicht richtig sehen und wahrnehmen konnte? Waren das Hartherzigkeit, Menschenfeindschaft, Geiz? Nein, das glaube ich nicht. Der Mann betrieb ja sein Geschäft, und wenn er feierabendlich mit seinen Stammgästen ins Erzählen kam, dann hielt er sich nicht wenig auf seine Menschenfreundlichkeit zugute. Nachbarn wie Fremden half ich gern. Er hat das oft betont. Und irgendwie stimmt das ja auch. Er war weder besonders hartherzig noch besonders geizig, nein, kann man nicht sagen, beides war er nur so durchschnittlich, wie wir Menschenleute eben so durchschnittlich hartherzig und geizig sind, von Hause aus, gewissermaßen. Die Wahrheit ist: Er hatte einfach nicht mit Gott gerechnet. Das ist die ganze Sache. Er hatte nicht mit Gott gerechnet, brauchte auch gar keinen Gott, die Geschäfte liefen gut, ob mit, ob ohne Gott, das machte keinen Unterschied, und also hatte er weiß Gott wieviele Rie-

gel der Umtriebigkeit und Geschäftigkeit um seine Tür gelegt. Ehrlich gesagt: Er hatte Maria und Josef gar nicht bemerkt.- Nun weiß ich allerdings ein Haus, da hatten die beiden zuvor schon angeklopft. Das war, noch ehe sie an dieses Gasthaus kamen. In der Überlieferung hat man das, soviel ich weiß, übergangen, weshalb ich die Geschichte heute Nacht in Erinnerung rufen muss. Da war eine junge Frau drin gewesen, schwarz das Kleid, bleich das Gesicht. Einen Spalt weit hatte sie die Tür geöffnet, gerade zum Sprechen und Schauen genug . "Was, bitte sehr, wollen Sie?" "Ach, nur eine Herberge für diese Nacht." "Die Nacht ist lang", hatte die Frau geantwortet, "nein, ich lasse euch nicht ein." Was hatte denn die Frau? Ich will es euch sagen: Ein halbes Jahr zuvor war ihr der Mann gestorben, bittere Zeit, traurig und schlimm. Von da an hatte sie zugemacht, hatte sich eingeschlossen in Trauer und Erinnerung. Die aber gehörten ihr allein. Sie wollte darin nicht gestört sein und brauchte niemanden, keinen Tröster und keinen Gott. Denn die Wahrheit ist: Sie hatte sich in ihre Nacht verliebt und hatte abgeschlossen in Riegeln von Schmerzen. Unschlüssig stand sie in der Tür. Vielleicht wäre sie doch gerne ein wenig hinausgetreten auf die Straße, um mit den beiden draußen wenigstens ein freundliches Wort zu wechseln, vielleicht ihnen zu raten, wohin sich wenden. Aber sie konnte noch nicht einmal das. Ihre Nacht griff nach ihr und zog sie mit dunklem Arm zurück ins Haus. "Seht selber zu." - Ach, es ist eine harte Zeit, die Nacht der verschlossenen Herzen. Später trafen sie einen jungen Mann. Eingeschlossen saß der, eingewickelt in Gedanken und Gefühle. "Welch eine Welt", sagte er immerzu, "welch eine Welt. Kriege im Süden, Hunger im Osten, Verhaftungen, Ungerechtigkeiten, früher Tod. Welch eine Welt!" Ehrlich gesagt: Er konnte gar nicht genug kriegen vor lauter Abscheu, was die Welt angeht. Und so saß er jetzt, eingewickelt in tausenderlei Sehnsüchte nach Liebe und Gerechtigkeit. Den beiden vor der Tür aber, dem Wanderer und der Schwangeren, denen sagte er bloß: "Ach, es ist furchtbar. Es ist wirklich furchtbar." Aber die Tür blieb zu, er rührte sich nicht, konnte nicht hinaus noch hinein, konnte nicht einlassen noch öffnen. Welch eine Welt! - Es war da übrigens noch ein Haus. Davon muss ich noch erzählen, obwohl ich ja noch von vielen könnte. Es war hell darin, ein Vater mit Kindern ist das gewesen. Der Mann war alt, die Kinder erwachsen. Früher war er Soldat gewesen, Legionär in römischen Diensten. Er hatte im Osten gekämpft, damals in



den großen Partherkriegen. Für die Kinder war das bloß noch Geschichte und Hörensagen. Der Vater hatte nie davon erzählt. Es gab, was dies betraf, nur Schweigen. Und ehrlich gesagt: die Kinder wollten von all den alten Geschichten auch gar nichts wissen. Ich glaube, sie hatten Angst, dass sie sich würden schämen müssen. Wer weiß schon, was in jener Zeit geschehen war, man hatte ja so dieses und jenes gehört aus diesen schrecklichen Kriegen, die Leute munkelten mal so, mal so. Jedenfalls schwiegen sie, diesbezüglich, wollten reden und schwiegen doch, wollten wissen und nicht wissen zugleich. "Geht weiter", hatte der alte Mann gesagt, "es gibt hier nichts zu herbergen, die Tür bleibt zu." Er, der Alte, Ruhige, sagte das mit aufspringender Bitterkeit, so dass sich seine Kinder sehr verwunderten. Ach, alter Mann! Ich will jetzt weiters die Häuser nicht nachgehen und abzählen. Es waren noch viele in jener Nacht, verschlossen mit wie vielen Riegeln aus Lüge, Angst, Beschämtheit, Schuld. - Da aber dann, wo es am dunkelsten war, dunkel bei Tag wie bei Nacht, so dunkel, dass schier niemand bei Leibesleben dahineingeht, und die Tür war fast morsch; niemand hatte für nötig gefunden, sie zu verriegeln, und das ist dort, wo die Nacht am äußersten ist, wo alle Lügen zusammenbrechen, wo alle Geschäftigkeit endet, wo Trauer, Liebe und Weltschmerz leer werden, weil nämlich die Dunkelheit so groß ist, dass sie alles verschlingt - dort also sind sie eingekehrt. Maria hat geboren, Kind in der Krippe, Gott im Stall. Man erzählt, dass die Hirten von ferne her den Stall haben leuchten sehen. Sie sind gesprungen, sie haben die Tür geöffnet. Es war hell, Licht in der Nacht, Gotteslicht, Heilandslicht. Gott hat seine Tür geöffnet. O, das war schön! Und in dieser Nacht, so erzählt die Legende auch, sind in Bethlehem alle Riegel und Schlösser gesprungen; die Leute sind aus ihren Häusern gelaufen, fröhlich hin zum Stall: der Wirt, die junge Frau, der junge Mann, der Alte mit seinen erwachsenen Kindern. Sie haben angebetet und sind umgekehrt, sind munter schwatzend heimgegangen, und ganz Bethlehem war hell von lauter Geschichten, die sie sich zu erzählen hatten.

## **Ich wurde froh in dieser Nacht**

### *Eine Geschichte zur Christnacht*

Wenn ihr wissen wollt, wie ich zur Krippe gekommen bin – es war ganz einfach. Den Morgen ging ich übers Feld. Es war früh. Ich wollte pünktlich zur Arbeit erscheinen, vorher aber noch zum Frisör. Für den Nachmittag waren wir im Vorstand verabredet. Es gab noch einige unaufschiebbare Dinge zu beraten. Danach, gegen Abend hin, wollte ich noch ein paar Bemerkungen niederschreiben, das regelmäßig wiederkehrende, ja geradezu gesetzmäßige Verhalten von Kirchgängern betreffend – ein Gedanke, den ich ein paar Tage zuvor angedacht hatte und heute Abend jedenfalls zur Reife bringen wollte. Dann endlich in den Gottesdienst. Ich freute mich drauf. Ich war für Schriftlesung und Halleluja eingetragen, für mich ein wichtiges Amt. Der Tag war voll und eigentlich schon vorbei, noch ehe er begonnen hatte. Und also ging ich frühe übers Feld. Da traf ich das Schaf. Es ging von rechts nach links stracks seinen Weg. Ich rief es an und sprach:

"Schaf, liebes Schaf, wo gehst du hin?"

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,  
wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind."

"Wer, liebes Schaf, hieß dich denn gehen?"

"Es war der Hirte, der sagte:

'Schaf, Schaf, lauf,

Gott tut heut seinen Himmel auf!

Komm, lass uns gemeinsam gehen."

"Nein", antwortete ich, "ich kann nicht. Auf meinem Kopf die Wolle" – und dabei fuhr ich mit der Hand durch mein dichtes, unordentliches, schon seit Wochen zum Schnitt anstehendes Haar; "ich muss zum Frisör, danach pünktlich zur Arbeit, dann in eine Versammlung, dann habe ich noch etwas fertig zu schreiben und heute Abend Pflichten im Gottesdienst. Nein, ausgeschlossen, vielleicht ein andermal."

"Wolle auf deinem Kopf, Wolle auf deinem Kopf", sagte das Schaf, "ich habe genug davon am ganzen Leib, da kommt es auf die deine auch nicht mehr an. Gib mir deine

Haare, dann kannst du dir diesen Weg jedenfalls sparen." Sprach's, nahm mir die Wolle vom Kopf und lief davon.

Ich war erleichtert. Es war noch früh. Den Gang zum Frisör konnte ich überschlagen. Jetzt würde ich auf jeden Fall pünktlich auf meiner Arbeitsstelle sein. Also ging ich ruhig übers Feld, immerzu und geradewegs. Da traf ich den Hirten. Er lief von rechts nach links stracks seinen Weg, sehr klar, sehr bestimmt. Ich rief ihn an und sagte:

"Hirte, lieber Hirte, wo gehst du hin?"

Der Hirte antwortete:

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,  
wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind."

"Wer, lieber Hirte, hieß dich denn gehen?"

"Es war der König, der sprach:

'Lauf, Hirte, lauf,

Gott tut heut seinen Himmel auf!"

Komm mit, lass uns gemeinsam gehen."

"Ach nein", entgegnete ich, "ich kann nicht. Ich werde bei der Arbeit erwartet. Wenn ich nicht pünktlich zur Stelle bin, geht da gar nichts. Nein, wirklich, es geht heute nicht; vielleicht ein andermal."

"Arbeit, pünktlich", sagte der Hirte, "weißt du, davon habe ich genug, tagein, tagaus; da kommt es auf die deine auch nicht mehr an. Gib her!"

Und dann nahm der Hirte meine Arbeit, nahm sie pünktlich und zuverlässig auf seine Schulter und lief davon, stracks seinen Weg.

Ich war verblüfft. Ich hatte plötzlich Zeit. Offenbar wurde ich zur Arbeit heute nicht mehr erwartet. Der schon etwas fortschreitende Tag klaffte vor mir auf wie eine leere, etwas zwielichtige Höhle. Ich wusste nicht so recht, ob ich das gut finden oder nicht so gut finden sollte, und ging also weiter, gemächlichen Schritts, ging übers Feld. Da traf ich den König. Der ging von rechts nach links stracks seinen Weg, ging sehr bestimmt, ging ausholend und fest. Ich rief ihn an und sagte:

"König, lieber König, wo gehst du hin?"

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,  
wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind."

"Wer aber, König, hieß dich denn gehen?"

"Es war der Stern, der rief und sprach:

'König, lieber König, lauf,

Gott tut heut seinen Himmel auf!"

Komm mit, lass uns gemeinsam gehen."

"Ich würde ja gerne, lieber König, ich würde ja gerne. Aber nachher haben wir im Vorstand noch ein paar wichtige Dinge zu entscheiden. Da darf ich nicht fehlen. Nein, das geht nicht, heute jedenfalls nicht. Ein andermal vielleicht."

"Beraten, Entscheiden", versetzte der König, "das tue ich reichlich den Morgen, den Abend, die Nacht. Da kommt es auf deine Ratschläge und Entscheidungen auch nicht mehr an."

Und schon warf der König seinen weiten purpurnen Mantel um meine Verantwortungs-fähigkeiten und Entscheidungsbereitschaften, schlug sie darin ein, wickelte beides zu einem runden Bündel, nahm das Bündel unter seinen königlichen Arm und lief davon, stracks seinen Weg.

Damit hatte sich offensichtlich meine Vorstandssitzung erledigt. Der Tag, dieser merkwürdige Tag, begann sich zu leeren, ja, doch, mit einem hilflosen Anflug von Bitterkeit stellt ich das fest. Mir war, als zerbröckelte ich mir selbst unter eigenen Händen. Aber schließlich musste ich ja heim. Da wartete eine Aufgabe auf mich. Seit Jahren hatte ich die Gewohnheit ganz bestimmter Menschen, zu ganz bestimmten Zeiten in ganz bestimmten Situationen und Anlässen in die Kirche zu gehen – hatte das seit Jahren beobachtet, ja, wie auf unveränderlichen Bahnen bewegten sie sich, geradezu gesetzmäßig konnte man das nennen – hatte das beobachtet, hatte begonnen, diese Beobachtungen niederzuschreiben, das lag auf meinem Schreibtisch, das wollte heute fertig geschrieben sein. Der Tag, wie er eben ins Morgenlicht getreten war, fing längst schon wieder an, sich ins Dämmer zu verflüchtigen, und also ging ich meinen Weg übers Feld, einem nachdenklichen Abend entgegen. Da traf ich den Stern. Er ging von rechts nach links stracks seinen Weg, leuchtend, klar und schön. Ich rief ihn an und sagte:

"Stern, lieber Stern, wo gehst du hin?"

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,

wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind."

"Wer, lieber Stern, hieß dich denn gehen?"

"Es war der Engel. Er kam zu mir und sagte:

'Stern, Stern, lauf,

Gott tut heut seinen Himmel auf!

Komm mit, lass uns gemeinsam gehen."

"Ach Stern, lieber Stern", sagte ich, "geh du nur dieweil, und lass mich meiner Wege ziehen. Zu Hause wartet mein Schreibtisch, und wie Kirchgänger so gesetzmäßig ihre Bahn ziehen, das muss ich heute Abend noch zu Ende bringen. Nein, leider, heute nicht."

"Von Bahnen und Gesetzen verstehe ich was", sagte der Stern, "davon gibt es unter uns Sternen eine ganze Menge, so viele, da kommt es auf deine Kirchgänger auch nicht mehr an. Weißt du was? Gib her, ich nehm' sie mit. Da bist du dieser Sorge jedenfalls ledig."

Und schon hatte der Stern alle Bahnen und Gesetze der laufenden Kirchgänger mit silbernen Fäden verknüpft, hatte sie zu einem wild funkelnden Knäuel verbunden, hing sich das Knäuel in die Zacken und zog davon.

Ich schaute ihm nach. Der Abend war dunkel geworden. Irgendwo in der Ferne schlug eine Glocke. Der Gottesdienst. Ich war eingeteilt. Schriftlesung, Halleluja, wer sollte das tun, wenn ich's versäumte? Und also ging ich, ging harten und entschlossenen Schritts der Kirche zu, ging übers Feld. Da sah ich den Engel. Er ging von rechts nach links stracks seinen Weg, ging heiteren, bewegten Fußes, ja fast, als schwebte er daher.

"Engel, lieber Engel, wo gehst du hin?"

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,  
wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind."

"Wer aber, Engel, wer hieß dich gehen?"

"Ei, gehen hieß mich Gott.

'Künd' allen', sprach er, 'allen

vom Retter aus der Not!

Komm mit, lass uns gemeinsam gehen!"

"Wie gerne würde ich, wie gerne würde ich. Aber ich muss in den Gottesdienst, muss Schrift lesen, muss Halleluja rufen. Wer, Engel, sollte das tun, wenn nicht ich?"

"Schrift lesen, Halleluja rufen, das tun wir den ganzen Tag und alle Ewigkeit vor Gottes Thron. Das ist ein solches Klingen und Harfnern, da kommt's auf deine auch nicht mehr an."

Und schon nahm mir der Engel meine Bibel aus der Hand und steckte sie unter sein großes, weites Gewand, nahm mir den Hallelujaruf von meinen Lippen, und wie ein feiner, goldener Gesang zog er davon.

Zurück blieb Nacht. Es war dunkel. Es war kalt. Ich fror. Mir war, als stürzte ich in eine tiefe, tiefe klebrige Leere. Ich war nichts mehr. Ich trug nichts mehr. Ich bedeutete nichts mehr. Ich war herausgeraten, als gäbe es mich nicht mehr. Ja, ich war unglücklich von einem Unglück, welches sich nicht einmal mehr als solches zu erkennen geben mochte. Mein Leben war aufgehoben in finstere Nacht. Ziellos irrte ich auf dem Feld umher, lief, blieb stehen, lief rechterhand, lief linkerhand, lief ins Dunkle, ins Dunkle. Ich war allein. Da sah ich Gott. Er lief von rechts nach links stracks seinen Weg. Ich rief ihn an:

"Gott, lieber Gott, wo willst du hin?"

"Ich gehe zum Stall, zur Krippe, zum Kind,  
wo Stern, Tier, Mensch, Engel versammelt sind",

antwortete Gott; und ehe ich noch ein Wort sagen konnte, hatte er mich bei der Hand gefaßt und zog mich zur Krippe.

Da stand ich, stand vor der Krippe, um mich her der Stall, und alle sah ich wieder, die ich zuvor getroffen hatte, das Schaf, den Hirten, den König, den Stern, den Engel. Und mitten in der Krippe das Kind. Es lag vergnügt darin wie in einem Kinderbett. Seine kleinen Finger spielten mit der Wolle von meinem Kopf. Zärtlich ließ es Haar um Haar durch seine winzigen Hände gleiten, als wollte es sie eines um das andere zählen. Und aufjauchzend warf es plötzlich zwei blinkende Kügelchen in die Luft, fing sie auf, warf sie auf's neue, das alles mit funkelndem Vergnügen; es war allerliebste. Und ich erkannte: das Kind spielte mit den Pünktchen vom ü meiner Pünktlichkeit, es hatte seine Lust daran. Um die Krippe herum war ein beeindruckendes Chaos von Bausteinen und Klötzchen. Das Kind hatte Türme

daraus gebaut, aufgeschichtet und wieder zerbrochen. Es war das lebendigste Durcheinander, das ich je gesehen hatte, und in jedem der Klötze und Steine erkannte ich eine meiner gewichtigen, schweren und sonst so gut geordneten Verantwortlichkeiten und Entscheidungsfähigkeiten. Über den offenen nachtschwarzen Himmel zogen Sterne in blitzender Zahl, aufwärts, abwärts, im Zickzack und in munteren Kreiseln. Es war eine Quelle von schimmerndem Licht und mitten darin eine Unzahl von Engeln, wirbelnd, singend, jauchzend – so viele, dass unmöglich auch nur einer konnte im Himmel zurückgeblieben sein. Es war ein wunderbares Ineinander von Licht und Klang, ein vieltausendfältiges Leuchten in den allerschönsten Tönen. Und mitten im Gesicht des Kindes sah ich Gott. Mit einem verschmitzten, ja, nachgerade pfiffigen Lächeln schaute er mich an, und sein vergnügter Blick sagte mir: "Na, siehst du? Wie gut, dass du da bist!" Ich stand und schaute, der Engel stand und schaute mit, der Stern oben über, der König, der Hirte, das Schaf. Wir standen, schauten und staunten. Und ich spürte, wie aus den Augen Gottes eine Wärme in mich drang. Ich wurde heiter, ganz gelassen, leicht – was soll ich sagen? Ich wurde froh. So war es. Ja, ich wurde froh in dieser Nacht.

## Der Lokführer. Eine Weihnachtspredigt

*Umso fester haben wir das prophetische Wort, und ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis dass der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen. (2 Petr 1, 19)*

Wie in aller Welt macht man es, dass einem der Morgenstern aufgeht im Herzen? Sterne gehören in die Tiefe des Universums. Sterne gehören in die Nacht. Sterne gehören an den Himmel. Allenfalls gibt es noch einen, den einen hoch berühmten, der stand überm Stall von Bethlehem. Wie aber soll denn ein Morgenstern aufgehen im Herzen? Das frage ich, Ihr Lieben, weil jedenfalls einer unter den biblischen Autoren, der nämlich, der den 2 Petrusbrief geschrieben hat, genau dieser Meinung gewesen ist. Wir halten nämlich das Wort Gottes, schreibt er, *für außerordentlich zuverlässig, und ihr tut gut daran, darauf zu achten wie auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis dass der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen. (2 Petr 1, 19)*

Ich möchte dazu eine Kleinigkeit erzählen. Es ist eigentlich keine Weihnachtsgeschichte, und ist mir aber doch eine weihnachtliche Geschichte geworden. Noch nicht lange her, da bin ich für zehn Tage Teilnehmer eines Kurses für Dampflokführer gewesen, auf stampfenden Maschinen ein beeindruckendes Erlebnis der eigenen Art. Viel interessanter aber als die Maschinen waren die Menschen. Ich hatte verschiedene Kollegen auf der Lok, und der nun, den ich jetzt meine, war ein eher schmaler, eher mittelgroßer und durchaus feingliedriger Mann, so an die sieben Jahre jünger als ich, fast vierzig Jahre Berufserfahrung auf allen großen Dampfmaschinen der Deutschen Reichsbahn. Er war seinerzeit in die eben entstehende DDR hineingebo- ren worden, seine Eltern aus Schlesien geflüchtet, in Thüringen waren sie heimisch geworden. Gegen den schon anhebenden Druck der SED-Regierung ließen ihn seine Eltern ganz selbstverständlich taufen, der Religionsunterricht, staatlich allenfalls geduldet, fand in den verschlissenen Räumen der Kirchengemeinde statt, später kam ein evangelischer Pfarrer, der tat ihm gut, so wurde mein Lokführer denn, wiewohl katholisch getauft, in einer evangelischen Kirche konfirmiert, als die anderen schon



längst zur Jugendweihe gingen. Im anbrechenden Erwachsenenalter dann kaum mehr Kirche. Aber kirchlich getraut. Und nie in die SED. Das ist nichts für uns Christen, hatte sein Vater gesagt. Das war nun nicht besonders karriereförderlich im alten sozialistischen Staat. Die Zone war die Zone, sagte er; aber wir waren solidarisch in dieser Mangelwirtschaft; wir hatten nichts, aber wir hatten uns; der eine hat zum andern gehalten, und manchmal, wenn wir auf unserer Lok unterwegs waren, dann träumten wir vom Westen. Dann erzählten wir uns, welches Auto wir fahren und welche Reisen wir unternehmen würden; und hätten doch nie gedacht, dass das einmal Wirklichkeit werden könnte. Und dann die Wende. Dann die große Erschütterung. Die Ungleichheit der Lebensverhältnisse. Sorge um Arbeit und Einkommen. Die Ellenbogengesellschaft. Das, so sagte er, waren wir doch gar nicht gewöhnt.

Wir fuhren talwärts, es war dunkel geworden. Mein Lokführer, in traumwandlerischer Sicherheit seinen Zug steuernd, erzählte sein ganzes Leben mit all seinen Brüchen, Rissen, Spannungen, Eintönigkeiten und Belastungen. Er erzählte es leicht, fließend, ohne den geringsten Anhauch einer Klage, wärmend geradezu. Und als er an's Ende kam, sagte er: Doch, ich bin froh mit meinem Leben. Früher und jetzt. Es ist alles gut. Und dann, im etwas funzeligen Führerstandslicht dieser alten Dampfloks, dann also hielt er nachdenklich inne und schaute mich abwartend an, als wollte er sagen: Und nun, was sagst du dazu?

Ich zögerte einen Augenblick, denn der Führerstand einer Dampfloks ist ja keine Kirchenkanzel. Aber dann nahm ich meinen Mut zusammen und sagte: Ach, weißt Du - denn wenn man so miteinander die Feuerbüchse zu bedienen und den Dampf zu bändigen hat, dann gibt es keine steife Siezerei wie in unseren bürgerlichen Alltäglichkeiten -, weißt du, sagte ich, ich sage es jetzt mal in der Sprache meines Berufs: Wenn einer nach so vielen Spannungen und Umbrüchen, Ende und Neustart, sagen kann: es ist alles gut, so ist das geradezu eine Gnade. Und kaum hatte ich's gesagt - Gnade, hatte ich gesagt -, da kam ein Strahlen in sein Gesicht, seine Augen begannen zu leuchten, und wie mit einer vibrierenden Aufgeregtheit, ja geradezu stammelnd in freudiger Erregung wiederholte er es, vielleicht drei, vielleicht vier, vielleicht fünf

Mal: Gnade, sagte er, ja, das ist richtig. Es ist eine Gnade. Und ich sah förmlich, wie seine Seele sich neigte, voller Dankbarkeit, voller Liebe, voller Glanz. Ja, seht nur, da war ihm der Morgenstern aufgegangen in seinem Herzen.

Und wisst Ihr, Ihr Lieben, was ich glaube? So wie mein Lokführer staunend vor dem Wunder seines eigenen Lebens, seiner eigenen Lebensdankbarkeit, gewissermaßen innerlich bereit war, seine Knie zu beugen und anzubeten – gerade so, stelle ich mir vor, haben die Hirten ausgesehen, als sie die Botschaft empfangen und die Geschichte hörten, die da geschehen ist. Womit ich sagen will: Weihnachten ist eine Gnadengeschichte inmitten einer gnadenlosen Welt. *Sei begrüßt, du Begnadete!*, hatte der Engel in der Ankündigung der Geburt des Herrn mit englischem Gruß (dafür kriegt man heute im Fernsehquiz 500.000.- Euro) zu Maria gesagt. *Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern*, wie es in der alten Lutherübersetzung heißt; und dann: *Fürchte dich nicht, denn du hast Gnade bei Gott gefunden!*

Ich will mich jetzt über die Gnadenlosigkeiten unserer Welt gar nicht weiter verbreiten. Die waren damals nicht viel anders als heute. Die doppelzüngige Unaufrichtigkeit der Politik, die Vernichtung von Arbeitsplätzen und Minderungen der Erwerbsmöglichkeiten, Kriege in fernen Ländern, die vielen offenen und die vielen verborgenen Tode, die da rechts und links gestorben werden, die unsäglichen Einsamkeiten und der nicht enden wollende Kampf um Gerechtigkeit und Frieden, um Ausgleich zwischen den Völkern und Religionen, zwischen den Kulturen und sozialen Schichten, um Ausgleich zwischen den Hungernden und den Satten – ich glaube, dass die Menschen vielfach geradezu verkrallt sind in ihren resignativen Pessimismus, weil ihnen das Wort Gnade fremd geworden ist. Und weil sie keine Gnade mehr glauben. Also wollen wir niemals aufhören, diese Gnadengeschichte zu erzählen und wollen niemals aufhören, im Glanz der abendlichen Lichte das Geburtsfest unseres Herrn zu feiern.

Die Gnade Gottes nämlich leistet zweierlei, und das beides sind große Dinge: Sie öffnet den Blick für die Wunderhaftigkeit des Lebens, mit dem Gott uns begabt. Und:

Aus dieser Augenöffnung quillt Kraft. Wir können unser Leben, wir können die Zukunft gestalten! Wenn nicht morgen, dann übermorgen, dann im nächsten oder in 20 Jahren – es wird der Tag anbrechen. Das ist bei Gott geschrieben und ausgemacht. Und das sage ich ganz gezielt, und, wenn Ihr so wollt, ganz materiell. Ich sage es allen, die jeden Morgen nur die neuen Sorgennachrichten und Abwärtsreformen in der Zeitung lesen. Weihnachten heißt: Es wird anders werden. Denn schon heute gilt die Gnadenzusage Gottes. *Fürchte dich nicht! Du hast Gnade bei Gott gefunden!* Das war die Erkenntnis Mariens, das war die Erkenntnis der Hirten, ich glaube, das war auch die Erkenntnis meines Lokführers, und das soll auch heute unsere Erkenntnis an diesem Weihnachtsabend sein: Die Gnade! Die Gnade macht dankbar. Und sie macht fröhlich. Und sie macht demütig. Und sie macht stark. Und lasse sich doch bitte niemand von seinen Bitterkeiten, von den Urgewalten lebensfeindlicher Mächte diese Begnadung abkaufen. Ja, es fällt eine Krankheit. Ja, es fällt eine Traurigkeit. Ja, es ereignet sich und verstrickt sich eines in Schuld. Ja, das alles Ja. Aber über allem mitten in dunkelster Nacht die Gnade Gottes. Ach, ich bitte euch, Ihr Lieben: Haltet doch fest an dieser wunderbaren Gnadengeschichte, habt acht darauf, bis dass der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.

## Eine Legende von den drei Königen

Als Jesus zu Bethlehem geboren war, da waren Männer im Morgenland, die hießen Kaspar, Melchior und Balthasar. Die Männer waren Könige. Sie sahen an demselben Abend einen großen Stern am Himmel stehen und wussten sofort: Jetzt ist der König Gottes geboren. Auf, lasst uns gehen und ihn suchen! Sie nahmen Geschenke, Gold, Weihrauch und Myrrhe, und machten sich auf den Weg, lange, lange Straßen lang, immer dem Stern hintenach.

Als sie so einiges an Wegs gegangen waren, sahen sie, wie der Stern sich verdunkelte. Ganz blass war er geworden, kaum einen Schimmer sahen sie noch – wären sie etwa schon am Ziel? Sie schauten sich um. Da vorne lag ein Dorf. Sie gingen hinein. Menschen fanden sie, ärmlich gekleidet, hungrig. Die Könige fragten: Ist hier bei euch der König Gottes geboren? Aber die Menschen machten nur bekümmerte Gesichter und sagten: nein, bei uns ist kein König geboren. Bei uns herrscht der Hunger. Zwei Jahre lang ist der Regen ausgeblieben, und wir haben kaum mehr zu essen. Ja, könnt ihr denn da nichts machen? fragten die Könige. Doch, sagten die Menschen, wir könnten einen Brunnen bohren bis tief in die Erde, um unsere Felder zu bewässern. Aber wir haben kein Geld, und die Arbeit ist teuer. Da nahmen die Könige von dem Gold, das sie mit sich führten, und gaben ihnen, so viel sie brauchten, um einen Brunnen zu bohren. Die Menschen in dem Dorf waren sehr glücklich. Ihr seid gut zu uns, sagten sie, so welche wie euch haben wir noch nie getroffen. Das kommt, sagten die Könige (und Balthasar soll richtig dabei gelacht haben), weil Christus geboren ist, der König Gottes. Darüber freuen wir uns. Denn Gott hat gesagt: Niemand soll mehr hungern, und niemand soll mehr Durst leiden! Da nahmen die Menschen aus dem Dorf einen Korb, dahinein legten sie alle ihre Hoffnungen und Träume und sagten: Da, nehmt das mit zum König Gottes. Gebt es ihm als Geschenk, weil er durch euch so gut zu uns gewesen ist. Die Könige nahmen das Körbchen, bedankten sich artig, und als sie aufschauten, sahen sie den Stern wieder blinke, hell und klar wie zuvor. Sie folgten ihm weiter. Nicht lange, so blieb der Stern wieder stehen. Vor ihnen lag große Stadt. Der Stern bewegte sich nicht. Er flimmerte und flirrte und zuckte in eigentümlicher Unruhe hin und her. Die Könige gingen dorthin, wo er gerade oben

über stand. Sie betraten ein Haus, etwas ärmlich, etwas streng; drinnen saß eine alte Frau in ihrem Lehnstuhl. Sie weinte. Warum weinst du? fragtem die Könige; weißt su denn nicht, dass Christus, der König Gottes, geboren ist? Über deinem Haus steht sein Stern und funkelt und leuchtet, als wäre er hier. Die alte Frau tat einen tiefen Seufzer. Hier wohnt niemand außer mir, sagte sie; die Kinder sind alle fortgezogen, mein Mann ist gestorben, und niemand kommt, mich zu besuchen. Als die Könige das hörten, nahmen sie den Weihrauch, den sie für das Kind mitgenommen hatten. Unten im Hof zündeten sie ihn an, so dass ein feiner Geruch rings um das Haus ging. Die Leute aus der Nachbarschaft guckten neugierig aus dem Fenster, und die Kinder liefen herzu und kamen in den Hof. Die alte Frau rief: Kommt nur herein, es ist ein guter Duft von Freundlichkeit über dm Haus. Die Kinder zogen sie an ihrer Schürze und sagten: Woher hast du den feinen Weihrauch? Und: Wer sind die Könige dort? Und: Sind schon öfter Könige bei dir gewesen? Da lachte die Frau und sagte. Ja, gewiss doch, und fing an zu erzählen, was sie alles in ihrem Leben erlebt hatte. Di Kinder hörten mit roten Ohren zu, und auch die alte Frau kriegte ganz rote Ohren vom Erzählen. Später sind die Kinder wieder gegangen. Die Alte schenkte jedem ein Weihnachtsplätzchen, die Kinder sagten danke und riefen: Morgen kommen wir wieder, da kannst du uns weiter erzählen. Und die Leute aus der Nachbarschaft schauten ganz freundlich. Ja, kommt nur, sagte die alte Frau. – Die Könige aber waren ganz fröhlich. Wir müssen jetzt weiter, dem Stern nach. Halt! Wartet! rief die alte Frau. Sie nahm ein Tuch, gesponnen aus den feinsten Stoffen, dahinein schlug sie ihre Freude und ihre Dankbarkeit und sagte: Bringt es eurem König. Ich danke ihm, dass ich nicht mehr alleine bin. Die Könige sahen nach dem Stern. Der zog langsam davon. Und Melchior meinte sogar, er hätte ein wenig gelacht. Nicht lange, so stand der Stern zum dritten Mal still. Hier muss es sein, rief Kaspar, hier wohnt der König! Sie standen vor einem Haus, nicht reicher und nicht ärmer als andere Häuser sind. Aber der Stern überm Haus schwebte auf und nieder, ja, e war geradezu so, wie wenn er erzitterte. Die Könige gingen ins Haus. Drinnen war es ganz still. Zwei Kinder saßen auf dem Fußboden; sie schauten stumm und betrübt vor sich hin. Sie bemerkten die Könige gar nicht. Warum seid ihr so traurig? fragten die Könige. Da schauten die Kinder auf und sagten: Die Eltern sind eben zur Tür hinausgegangen, Vater nach

rechts und Mutter nach links, und wollen nicht mehr zusammenkommen. Da nahmen die Könige die Myrrhesträucher und pflanzten sie rings um die Kinder. Und kaum waren die Sträucher gepflanzt, so wuchsen sie auf, so dass eine dichte, duftende grüne Höhle entstand. Dahinein setzten sich die Könige mit den Kindern, es war ihnen sehr behaglich in ihrer Höhle. Sie spielten, erzählten sich und sangen. Es war richtig gemütlich. Und als sie eben zu Ende gesungen hatten, da ging rechts eine Tür, und eine Frauenstimme fragte erschrocken: Wo sind meine Kinder? Und links ging eine Tür, und eine Männerstimme rief: Wo sind unsere Kinder. Aber die Kinder lachten und kamen aus der dichten Myrrhehöhle heraus und sagten: Hier sind wir! Die Könige haben mit uns gespielt und gelacht, als ihr fort wart. Da wurden Vater und Mutter sehr froh, und sie deckten den Abendbrottisch und aßen und erzählten sich – die Könige haben sie dabei ganz vergessen. Die aber nahmen etwa mit vom Lachen der Kinder und verstaute es auf ihren Lastkamelen, dort, wo vorher die Myrrhe gewesen war. Über dem Haus aber stand der Stern und funkelte und zog langsam weiter. Endlich aber blieb er richtig stehen. Ganz ruhig, hell, klar, strahlend stand er über einem Stall am Stadtrand von Bethlehem, unweit des Feldes, wo leise die Schafe blökten. Die Könige gingen in den Stall hinein, und da sahen sie alle: Maria, Joseph, Ochs und Esel um die Krippe herum, kniend davor die Hirten. Balthasar erschrak: Wir haben das Gold nicht mehr, das wir dem Kind schenken wollten! Und Melchior: Der Weihrauch! Der ist doch bei der alten Frau geblieben. Schließlich Kaspar: Und was machen wir jetzt ohne unsere Myrrhezweige? Aber dann sahen sie das Kind in der Krippe und wurden wieder froh und traten herzu und legten ihm das Körbchen mit all den Hoffnungen und Träumen der armen Menschen zu seinen Füßen und deckten darüber das Tuch, in das die alte Frau ihre Freude gewickelt hatte und schmückten beides mit dem Lachen der Kinder. Dann knieten sie sich nieder, wie die Hirten knieten. Dem Kind aber hat das gefallen. Es lächelte den Königen entgegen, als wollte es sagen: Das habt ihr gut gemacht! Überm Stall aber stand der Stern, funkelnd, die ganze Nacht.

## **Der verhedderte Stern**

### *Eine weihnachtliche Mitternachtsgeschichte*

Ihr Lieben, wenn ich euch heute Abend vom verhedderten Stern erzähle, so braucht niemand zu fürchten, das würde jetzt eine traurige Geschichte. Es gibt nämlich zu Weihnachten überhaupt keine traurigen Geschichten. Es ist aber beileibe auch keine komische Geschichte. Komische Geschichten gehören sich nicht zur Weihnachtszeit. Ich glaube, es ist eigentlich eine ganz normale Geschichte, eben die vom Stern, der sich vor lauter Glänzen verheddert hat.

Es war nämlich der Stern von Bethlehem, dieser berühmte, der, den jeder kennt, bei weitem nicht der einzige Stern in jener Nacht der heiligen Geburt. Zugegeben: er war der majestätischste von allen, so erhaben in seinem Glanz, dass selbst Könige ihm folgen mussten. Das war natürlich auch gar kein Wunder, denn sein Weg war eindeutig von Gott selber vorherbestimmt und geordnet, da konnte gar nichts schiefgehen. So einer leuchtet und findet sein Ziel. Das versteht sich gewissermaßen von selbst. Nur: Er war, wie gesagt, keineswegs der einzige Stern in jener Nacht, und wer beim Stern von Bethlehem immer nur an diesen einen denkt - ich muss schon sagen: der tut Unrecht. In Wirklichkeit waren es unzählige Sterne, Myriaden von Sternen, die wölbten sich überm Hirtenfeld und überm Stall; und wenn man heute erzählt, es sei über jener Nacht ein so eigentümliches Glänzen gelegen, die eine und einzige Nacht seit Anbeginn der Welt, die zugleich tief dunkel und zugleich voll seidiger Klarheit war - wenn man derlei also erzählt, so liegt das einfach daran, dass damals, als der Abend sank und man absehen konnte, dass Maria in dieser Nacht gebären würde - dass da sich hunderte und tausende, ja, zehntausende von Sternen auf den Weg gemacht hatten, hatten sich geputzt und geschniegelt und waren am bethlehemitischen Himmel aufgezogen und leuchteten und leuchteten und leuchteten. Ein jeder übrigens auf seine charakteristisch eigene Weise. Manche strahlten fast purpurrot, andere von gleißender Helligkeit, manche so weiß wie das Licht der Auferstehung, dritte und vierte wieder eher pulsend, anschwellend und abschwelld, flirrend wie ein Kolibri, der vom Blütennektar trinkt.

Nun hatte der Stern, den ich meine, nicht anders als alle anderen sprechen hören, was geschehen sollte: Krippe und Stall, Gott überall. "Da muss ich mit! Da muss ich hin!" O ja, das war klar für meinen Stern. Er, von dem ich erzähle, war übrigens sonst keine besondere Leuchte. Er war ein ganz normaler und durchschnittlicher Stern, einer, den keiner besonders beachtete, wenn er am nächtlichen Himmel seine Arbeit tat (was er, nebenbei bemerkt, außerordentlich zuverlässig zu tun pflegte). Er gehörte keinem berühmten Sternbild an, trat auch sonst zu keiner Jahreszeit besonders hervor, und wenn ein Kind in irgendeiner Nacht ihn sah und fragte: Vater, wie heißt dieser dort?, dann pflegte Vater mit der Schulter zu zucken: Ach, das weiß ich nicht; der ist auch nicht so wichtig. Also ihr merkt schon, was für ein durchschnittlicher Geselle mein Stern gewesen ist, treulich in seiner Arbeit, aber sonst unbemerkt. Er kam eigentlich nirgendwo vor als höchstens in irgendwelchen astronomischen Registern und Atlanten, und selbst da hatte er bloß so einen ganz absonderlichen Fachnamen, den sich kein Mensch merken kann, und oft genug erschien er einfach nur als Nummer: Stern K 786 oder so ähnlich. Ich will euch nicht verhehlen, dass das meinen Stern kränkte, doch, so von innen her biß es ihn manchmal. Wie, dachte er dann betrübt, du könntest genau so gut aufhören zu leuchten; es fiel überhaupt niemandem auf.

Nun jedenfalls: In jener Nacht, von der ich jetzt erzähle, da sah der Stern seine Chance. Ich will leuchten, sagte er zu sich selber, ich will glänzen und funkeln vom Himmel her, dass kein Hirte und keine Maria, kein Josef und kein König, kein Gott und kein Jesuskind an mir vorübersehen kann. Was tut ein Stern, wenn er besonders funkeln und leuchten will? Ich sage es euch: Er nimmt alle seine Kraft und Energie zusammen und beginnt zu strahlen. Stahl um Strahl sendet er aus, und zwar nicht nur so einen nach dem andern, als wäre er eine Seemannsfunzel im Sturm. Sondern alle Strahlen gleichzeitig, und zwar in alle Richtungen, in einem ganz geordneten, ebenmäßigen, ausgewogenem Maß. Das, ihr Lieben, das ist die eigentliche Sternenkunst. Das macht man nicht einfach so. Mit solchem Leuchten hat ein Stern alle Hände voll zu tun. Da muss er Strahl um Strahl wie feine Fäden in die Finger nehmen und dann um seinen ganzen runden Bauch herum einen neben den anderen Legen. Das darf



nicht zu schnell geschehen und nicht zu langsam, da muss man in Ruhe Glanz neben Glanz placieren. Ist er nämlich zu hektisch, übereifrig und hastig, dann gibt das Klumpen und Zöpfe, Bögen, Schlaufen, Knoten und Wirrwarr. Dann wird das nie ein gleichmäßiges Leuchten, dann gibt es hier einen Lichtfleck und da einen Lichtfleck, und man weiß dann gar nicht so richtig: Ist das jetzt *ein* Stern oder sind es zwei oder drei oder ist das überhaupt ein Stern oder womöglich ein ganzer Sternhaufe. Nein, hektisch darf man nicht sein, aber auch nicht zu zögerlich. Man muss zügig Glanz neben Glanz und Lichtstrahl neben Lichtstrahl legen, weil: einer hält sich ja am anderen, und ist man zu langsam, so kommt der Himmelswind und bläst, hast du nicht gesehen, die ganze Pracht sogleich wieder davon, und nichts ist es mehr mit Leuchten. Ein erloschener Stern, sagen die Sternkundigen dann, eine Supernova, ein schwarzes Loch.

Also den Abend, als es geschehen sollte, da wurde unser Stern ganz unruhig. Er hatte gut geschlafen, dieweil die Sonne hoch am Himmel stand, und wie sie sich eben aufmachte zu sinken, da ging der Stern an sein Werk. Putze dich, sagte er zu sich selber, leuchte, damit das Jesuskind dich auch sieht! Und er fing an, sich aufzuplustern, alle seine Wärme und Energie nahm er zusammen, Glanz um Glanz schwitzte er aus den Poren - aber ich muss euch sagen: Es wurde nichts. Er war einfach zu eilig. Er war einfach zu hektisch. Seine Hände begannen zu zittern, Schweiß troff ihm von der Stirn, und jedesmal, wenn er die feinglänzenden Fäden aneinanderlegen wollte, so wickelten sie sich um seine Finger, machten Knoten und Klumpen, und je mehr er versuchte, sie auseinander zu zerren und zu ziehen, um so mehr verhedderte sich all dieser Lichterglanz, Bögen, Schlaufen, Zöpfe, Wirrwarr, Es war unschön, durcheinander, grauenvoll; je mehr er zog, desto fester wurden die Knoten, nichts von einem ordentlichen Stern, er war ausgepumpt und müde, und endlich setzte er sich auf seinen Hocker und weinte. "so kann ich nicht in die Nacht hinaus, ich kann überhaupt nie mehr in die Nacht hinaus, am besten wär's, ich verbrennte und verglühte auf der Stelle." Ja, so elend war's dem armen verhedderten Stern. - Inzwischen war die Sonne längst herab, alle ordentlichen Sterne rechts und links waren ausgezogen und funkelten still und millionenfach überm dunklen Himmel von Bethlehem.

Nur mein armer, kleiner, verheddeter Stern saß ganz alleine und schaute kummervoll auf das verknotete Gewirr aus goldenen Fäden, in dem er so liederlich gefangen saß. Nun ist es auch egal, dachte er bei sich, ob ich dabei bin oder nicht; es spielt sowieso keine Rolle.

Nun muss man wissen, dass in jener Nacht von Bethlehem, als dieser bekannte und berühmte Stern überm Stall heraufgezogen war, das Jesuskind keineswegs immer nur mit mildseligem Lächeln in seiner Krippe lag. Im Gegenteil: Es hatte die Augen weit geöffnet. Und so sehr es wahr ist, dass es jeden dieser Hirten und Könige, die damit A und O vor seine Krippe traten, tatsächlich mit holdem Wimpernschlag begrüßte, so bleibt doch auch wahr, dass jedesmal, wenn die Tür aufging, so etwas wie eine gespannte Erwartung auf seinem kleinen Gesichtchen zu verzeichnen war; und jedesmal wieder, wenn es den Hirten oder den König, das Schäfchen oder den Hund (denn natürlich waren auch Hirtenhunde mit an der Krippe) freundlich begrüßt hatte, so fiel ihm hernach doch wieder ein Schatten wie von einem leisen Unmut oder von einer unerfüllten Erwartung über die Augen. Nein, bei aller Schönheit dieser Nacht: das Kind war nicht froh. Ihr wisst, auf wen es wartete. Wisst ihr es? Aber ja natürlich wisst ihr es, weil ich euch heute Abend von meinem kleinen Stern erzähle. Jetzt wisst ihr es plötzlich und denkt doch das ganze Jahr über oft genug, verheddert in eure Tagesgeschäfte, es fragte im Ernst niemand nach euch. Wisst ihr: Es kann sein, dass in jener Nacht niemand auf dem ganzen weiten Erdenrund und - wer weiß - noch nicht einmal irgendeiner unter den Engeln im Himmel unseren verhedderten Stern vermisste. Aber das Kind. Und wisst ihr, wie es ausging? So ging es aus: Die Nacht, jene selige, heilige Nacht war fast schon im Schwinden. Der Stern von Bethlehem begann langsam zu verblassen, er dachte an Tagesruhe und Himmelbett, all die tausende und zehntausende fingen an, sich davonzustehlen, der Himmel wurde bleich, es schliefen alle an der Krippe, Maria, Josef, Esel und Ochs. Nur nicht das Kind. Es lag, es wartete. Und da, in dieser Stunde zwischen Dunkel und Dämmerung, da, wo so gerade noch der Morgenstern bleich am Himmel steht, da, wo die ganze Welt schläft und sammelt ihre Kräfte für die Unruhe des heraufziehenden Tags: zu dieser dunklen Morgenstunde war's, zu welcher Jahre später der Hahn dem

Petrus in die Ohren schrie - da ging ein Zittern durch den kleinen Stern. Da stemmte er sich auf und dachte bei sich: Bin ich auch ein verheddeter Stern, umknotet und liederlich umbunden, so will ich doch im Schutz der Morgendämmerung gehen und sehen, ob ich das Kind nicht wenigstens von ferne grüßen kann. Entschlossen stand er auf und lief, wirr und unordentlich in seine verhedderten Strahlen gewickelt, hinaus in die verdämmernde Nacht. Er hastete und stolperte voran, und vor lauter Eile sprang er hinaus aus seiner Bahn. Wie eine Sternschnuppe fuhr er herab auf's Feld, fiel hin, stand auf und rannte, rannte, als gelte es sein Leben. Er kam zum Stall. Er öffnete die Tür. Im fahlen Licht des anbrechenden Tags schaute ihm das Kind entgegen, freundlich, ernst und liebevoll zugleich. Ich habe die ganze Nacht auf dich gewartet, sagte das Kind, komm her! Der verhedderte Stern brachte keinen Ton heraus. Die im Morgenlicht grau verfärbten Strahlen liederlich ums Haupt geknotet, den Funkelglanz schmierig um Bauch und Lenden, unordentlich in einem kaum beschreibbaren Sinne: so ist er vor die Krippe getreten. Er kniete nieder, stumm. Da war kein Weinen und kein Klagen, es war einfach nur ein Knien und ein Stillesein. Das Kind aber, Jesus, hat seine kleine Hand nach ihm ausgestreckt. Mit winzigen Fingern fuhr es durch das verblasste Strahlengestrüpp auf dem Haupt des armen Sterns, sanft streichelnd über Schultern, Arme und Bauch. Von dem Wunder, das alsbald geschah, will ich jetzt nicht mehr viel erzählen. Aber es lösten sich die Knoten. Das ganze Gewirr der verhedderten und im Morgenlicht hässlich verblassten Strahlen begann, sich in welligem Rhythmus zu legen. Strahl um Strahl entstand ein Glänzen um den Stern herum, ein Leuchten, das den ganzen Stall durchströmte und fuhr wie eine Flut von Licht hinaus aufs Feld. Du bist schön, sagte das Kind, du bist sehr schön. Da lächelte der Stern, ja, er lächelte ein Lächeln, das kam von ganz tief innen aus seiner Seele. Der Stern war froh. Was soll ich weiters noch erzählen? Der Stern war froh. In dieser Stunde zwischen Dunkel und Dämmer, da ist er an der Krippe des Jesuskindes froh geworden. - Ja, ihr Lieben, so ist es gewesen mit meinem armen, kleinen, verhedderten Stern.

## Joseph

Solches Glänzen gibt es nur in dieser Nacht. Alle Nächte sonst, von denen ich weiß, sind bitter und hart und dunkel und schwer, sind Nächte der hin- und herfahrenden Gedanken, der verzweifelten Gebete, der umherirrenden Angst. In der Nacht sind Schmerzen bitterer, als sie am Tage sind. Es ist nicht die Zeit des Freuens. Es ist die Zeit der Einsamkeit, Zeit der ins Leere rufenden Liebe, der Trauer, die nicht enden will, der am Abgründigen sich reibenden und auf den Rändern des Lebens tastenden Gedanken. Das ist die Nacht. Nicht aber diese. Denn diese hier, Nacht und Stunde von heiliger Geburt, wiewohl doch selber lichtlos und kalt wie alle anderen auch, die ist lebensprall geworden unterm Gesang der Engel, die hat ihren Stillstand und ihre zähe Undurchdringlichkeit verloren, den Hirten ist sie plötzlich schnell geworden, und also sind sie gelaufen und geeilt: inmitten der Nacht. Also sage ich: Dies ist die Nacht, in welcher alle Nächte enden. Das macht: Gott hat in dieser Nacht das Unmögliche zur Wirklichkeit gebracht. Dunkelheit ist glänzend geworden, das erste Geheimnis dieser Nacht.

Geheimnisvoll auch ihre Geschichte. Was da erzählt wird von heiliger Geburt, das ist ja bloß ein Anfang, das wächst sich aus und bringt sein Geheimnis am Ende erst richtig zutage. Was dies angeht, so weiß ich kein Ereignis, an welchem alle unsere Menschennächte so erbarmungslos ans Tageslicht gezerrt werden als jenes, zu welchem man, am Vortag des Sabbats ist es gewesen, rasch noch den Verurteilten den Henkern übergab. Die Nacht unserer Schmerzen, das frierende Zittern der Hirten mitsamt ihren Einsamkeiten am nächtlichen Feuer, ihr Lauschen ins Nichts hinein und ihr Zusammenrücken – aber weiß man, wozu? -: am Kreuz des Krippenkinde und unterm Widerschein einbrechender Finsternis ist es aufs grellste offenbar geworden. Es wäre aber die Nacht von Bethlehem nicht diese Heilige Nacht gewesen, wenn nicht am Ende der Geschichte, die dort im Stall begann, auch die andere Seite ihres Geheimnisses offenbar geworden wäre. Der Stern überm Stall und das Licht der Engel überstrahlt am Ende auch den Jüngling, der den Frauen Antwort gab. Das ist das zweite Geheimnis dieser Heiligen Nacht.

Das dritte aber sind die handelnden Personen. Sie kehren alle wieder. Augustus wird Tiberius. In seinem Namen wird man das Urteil fordern, fällen und vollstrecken. Cy-

renius der Landpfleger wird Pilatus heißen. Vorsichtig taktierend, eine Verschwörung gewärtigend, wird er den Unschuldigen dem Tode überliefern. Auch Jedermann wird da sein, wie er zur Weihnachtsstunde hin- und herläuft zwischen Galiläa und Judäa in der ganzen Provinz Syrien, um sich nach obrigkeitlichem Befehl der Zählung auszusetzen. Später wird er unterm Richtstuhl des Pilatus stehen, kreuzige ihn. Und natürlich erkenne ich auch die Hirten wieder, die haben den Herrn sein Leben lang begleitet, aus ihrem Geschick wob er seine Geschichten und Gleichnisse, und wer waren denn seine Jünger, wenn nicht diese, die Armen, Hirten, Fischer, Tagelöhner, niederes Volk? Also: auch die kehren wieder am Ende unserer Nachtgeschichte, zu welcher Gelegenheit ihr eigentlicher Inhalt hell zutage tritt, dieweil ich von den Engeln gar nicht reden will. Auf deren Scharen kam es später kaum mehr an, aber natürlich waren sie da, zur Stunde der Angst zum Beispiel, in Gethsemane. Und natürlich Maria, die Mutter, Frau der unzeitigen Geburt, die hatte das Kind in ihrem Schoß getragen, Arme, die es wiegten, und Hände, die es kosten, es waren dieselben, die nahmen den Leichnam vom Kreuz und salbten den Gehenkten, wie man das Werk der Liebe an den Toten tut. So ist aus der fröhlichen Kindsmutter eine Mutter der Traurigkeiten geworden, später aber die Mutter der Tröstungen, und kehren also alle wieder, Begleiter dieses Kindes bis in seine Herrlichkeit hinein. Wo aber blieb Joseph, der blasse, der vergessene, der, der nicht der Vater dieses Kindes sein durfte, weil ein Höherer es erwählt hatte? Das macht: es kann ein Sohn nur *einen* Vater haben, vielleicht muss Joseph deshalb ins Erblassen rücken, muss abtauchen, wohin bloß aber und in welche Nacht? Wer also ist Joseph im mitternächtlichen Geheimnis? Mann der Maria wird er genannt und alsdann nicht mehr, wird auf diese Weise der Zu-kurz-Gekommene, Prototyp aller Enttäuschten und an den Rand Gedrängten, einer, der nicht der Vater seines Kindes sein darf, und, sehe ich's mir näher an, noch nicht einmal der Bettgenosse seiner Frau. Joseph ist schwer, er ist der einzige Verlorene in der Geschichte, unserm Gedächtnis entgleitend und am Ende gar Gott selbst, ein episodenhaftes, früh gealtertes und früh verbrauchtes mohrenhaftes Leben, durch Nichterwähnung alles andere als ausgezeichnet. Das macht ihn nicht sympathisch, vielleicht, weil er am ähnlichsten ist, mir jedenfalls oder vielleicht auch dir, wer weiß? Ich fand ihn aber dennoch wieder. Wo? Zwischen Karfreitag und Os-

tern, zwischen Finsternis und Glanz; fand ihn zu jener Abendstunde, zu welcher, wie das Evangelium weiß, ein Mann aus Arimathia kam, der Joseph hieß und auch ein Jünger Jesu war. Der hat den Leichnam losgeeist. Gemeinsam mit der Schmerzreichen, als wäre er, weiß Gott wie lange schon, mit ihr vertraut - gemeinsam haben sie den Herrn begraben. So bleibt in unserer Nachtgeschichte niemand draußen, niemand bloß am Rand, auch wenn er sich dünkt. Wird also eine Hauptfigur und wird ein Hauptmann dort, wo es ans Leben geht, und also fasse Mut, du, Joseph, lieber Joseph mein.

## Der Hirte

### *Eine Kanzelbetrachtung zur Heiligen Nacht*

Ich kenne seinen Namen nicht, auch nicht sein Alter, seine Herkunft und was sich sonst, wenn überhaupt, zu wissen lohnte. Das einzige, was ich weiß: Er war auf dem Feld von Bethlehem. Von Kinderzeiten an hat er sein Leben dort verbracht. Er kennt sich mit dem Hirtenhandwerk aus. Sein Vater hat ihn früh schon mitgenommen. Zuerst nur so, eher spielerisch, hat er das Hüten gelernt und alles, was dazugehört, Scheren, Schlachten, Lämmerlesen. Und wie man Hürden baut. Da wird dann Pfahl um Pfahl in die Erde gesenkt, Bretter und Sträucher legt man quer, gut kreuzweis muss das gehen. Die Herden waren nicht sehr groß. Grob war die Hirtensprache, derb, gelegentlich auch durchaus ordinär. Hüten, Hürden bauen, Schafe scheren: das war im Grunde schon sein ganzes Leben. Die Nachtwachen übrigens, die waren nicht besonders beliebt. Man musste ja die Schafe schützen. Gesindel, Raubzeug pflegte umzugehen in den Nächten, und es kam vor, dass, wenn der Hirte seine Pflicht versäumte, die ganze Herde nächtens weggestohlen wurde. Unangenehm war das, und also tat der Hirte seine Pflicht. Der jedenfalls, den ich jetzt meine, der tat das außerordentlich, den Tag nicht anders als bei Nacht. Zwar bleibt es richtig, dass niemand diese Nächte liebte. Nur fand mein Hirte sie in anderer Hinsicht doch auch reizvoll. Denn das war, sieht man nur etwas genauer hin, doch immer auch sehr schön, wenn sich der Himmel klar und wie mit großen Augen auf die Erde beugte, dunkles Land, dann war es still, nur hier und da das Scharren aus den Hürden, manchmal ein Zuruf, sie waren meist zu zweien, manchmal auch zu dritt in solcher Nacht. Besonders liebte er die Stunden um die Mitternacht. Die waren eigentümlich bleiern, schwer, und dennoch war es ihm, wie wenn sich alle Poren öffneten, die Dunkelheit zu trinken. Da fuhren Wirklichkeit und Traum dann ineinander, und alles war weit weg und nah zugleich. In diesen Augenblicken schien es oft, als stünden alle Zeiten still, als wären Raum, Entfernungen und Weiten aufgehoben. Erinnerungen werden Gegenwart um diese Zeit, und weit Entferntes wird sehr nahe. Man litt ja viel in diesen Zeiten, Bethlehem war Garnison, es lagen Waffen dort. Und zimperlich, das weiß man, waren diese Römer nicht. Wer hier nicht spurte, wurde einge-

sperrt, oft schwer gefoltert, und Rädelsführer hing man kurzerhand ans Kreuz, wir kennen das. Indes, man war ja froh, dass man das Leben hatte, Hirtenarbeit, Hütepflicht; denn schließlich gab es Tausende, die lagen auf der Straße und bettelten sich durch. Er jedenfalls, er würde sich hüten, das falsche Wort zur falschen Zeit zu sagen, denn jeder ist ersetzbar. Das hatte schon sein Vater so gesagt. Ich will nicht lange mehr erzählen. Er jedenfalls war einer unter denen auf dem Feld. Und was in dieser Nacht geschah, in dieser einen, ganz bestimmten, so um die Mitternacht herum, das wissen wir, ich brauche mich nicht lange daran aufzuhalten. Er sah den Engel, selbstverständlich sah er ihn, großartig und eindrucksvoll ist das gewesen, das Licht, der Glanz, und dann das große Singen. Das alles aber war, so sagte er, im Grunde doch eher Beiwerk, Nebenwerk, sehr schön, doch eigentlich die Sache nicht. Vielmehr: er hörte. Hörte selbst. Er selbst. Ich weiß jetzt gar nicht, wie ich es richtig wiedergeben soll. Ich hörte, sagte er, ich hörte, wie der Engel sprach: Fürchtet euch nicht! Denn euch ist heute der Heiland geboren. So hat er's mir erzählt, hat's hundertmal erzählt, wie wenn er's bis auf diesen Tag nicht fassen könnte. Da, in dieser bleiernen Stunde um die Mitternacht, wo alle Poren geöffnet sind, die Dunkelheit zu trinken: da hat er gehört. Fürchtet euch nicht. Denn euch ist heute der Heiland geboren. Und wenn er es erzählt in seiner unbeholfen derben Art, ich kann's nicht anders sagen, dann ist das immer auch der Merkpunkt der Geschichte. Er hat's gehört. Das ist die ganze Sache. Und mühsam war, ihn da um weitere Entfaltungen zu bitten. Tat einer das, so pflegte er verständnislos zu schauen, als wollte er sagen: Reicht dir das nicht? Und ist das nicht genug? Dann setzt er an, wie sie gegangen sind, sie waren drei in dieser Nacht, das erstemal, sagt er mit einem Lachen, dass er sich seiner Hirtenpflicht entzog. Sie ließen Hürden, Schafe stehen, sie hatten keine Angst. Gott hat mir, sagte er, den Sabbat förmlich aufgenötigt. Die Arbeit musste ruhen. Wir sind gegangen. Und ja, dann haben wir das Kind gesehen, hübsch sah es aus in seinem kargen Stall, wie eines von den unsern. Es hätte meines können sein. Der Hirte lacht. Ihm ist sehr wohl, dieweil er dies erzählt. Obwohl: die Römergarnison steht immer noch, und mit den Jahren ist die Zahl der Tagelöhner und der Bettler eher noch gewachsen; und er, der Hirte hier, weiß so wie ich, dass sich die Römer nicht lang bitten ließen. Nicht jeder liebt den Heiland, sagt er dann. Viel wichtiger ist, dass er uns



alle liebt. Dann lacht er wieder und schaut, ja fast ein wenig schon verschmitzt, auf seine groben Hirtenhände. Die sind jetzt alt. Denn lange ist das alles ja schon her. Das Alter aber, sagt er, schreckt ihn nicht. Er ist noch immer draußen bei den Hürden. Tageslast. Tagesnot. Er kennt das nach wie vor. Aber, sagt er und lacht, wenn er seine Geschichte erzählt, ich hab's gehört, ich hab's gehört. Fürchtet euch nicht. Denn euch ist heute der Heiland geboren.

## Die Krippe war leer

### *Eine Betrachtung zur Christnacht*

Der Hirte, von dem ich in dieser heiligen Nacht erzählen muss, ist alt gewesen. Er konnte nicht mehr so gut hören, wie die anderen hörten. Er konnte nicht mehr so gut laufen, wie die anderen liefen. Er konnte auch nicht mehr so gut glauben. Denn er hatte viel gesehen und viel erfahren, und dieses Viele war viel Last und viel Mühe und viel Enttäuschung gewesen. Nun jedenfalls: Der Engelsgesang ist vorüber, die Hirten laufen davon. Den Stern sehen sie alle. Er weist den Weg nach Bethlehem. Der Alte bleibt zurück. Das Alter macht bedächtig, manchmal skeptisch. Was soll sein? Als er aufbricht, nimmt er nichts mit, kein Lamm noch sonst keine Gabe, bloß seinen Stab, den Hirtenstab, den braucht er jetzt zum Gehen. Der Weg ist weit, die anderen sind längst davon. Der Alte geht allein. Hinter ihm die Hürden, vor ihm irgendwo die Stadt. Durch eine dichte Wolkendecke streut der Mond in dieser Winternacht ein kaltes Licht. Es liegt Schnee. Jeder Schritt ein knarzendes Geräusch. Es klingt nach nichts. Auf halbem Wege kommen ihm die anderen entgegen. Erst sieht er die Lichtpunkte ihrer Fackeln und Hirtenlampen im weiten Feld, dann hört er das Schnattern ihrer Stimmen. Die Begegnung ist kurz und voll der buntesten Nachrichten. "Ja, das Kind und Maria und Joseph und wirklich und Windeln und Krippe und Stall und Könige und festlich ist es gewesen und feierlich und Kind und Krippe und Krippe und Kind." Und wo soll dieser Stall sein, fragt der Alte (denn Ställe gibt es viele in Bethlehem, und wo schließlich soll man suchen). "Ziemlich draußen vor der Stadt, ziemlich im Feld, schau nur auf den Stern, du wirst es finden." Dann sind sie weg, Schnattern und Fackeln verlieren sich hürdenwärts, der Hirte ist allein. Ringsum ist es still, da oben geradeaus der Stern, der Hirte taucht in ein dunstig nebliges Schweigen. Ich weiß nicht, wie lange er gegangen ist. Als er ankommt jedenfalls – der Stern steht still, weitab von der Stadt, unterm matten Nachtlcht liegt der Stall, liegt unsäglich einsam mitten da im blachen Felde – als er ankommt jedenfalls, kann er von ferne nichts Auffälliges entdecken, außer dass der Stern da oben über steht. Auf den hält er zu. Den Hirten fröstelt. Kein Laut, bis untern Himmel nicht, die Welt liegt da, als wär sie tot. Der Hirte bleibt stehen. Er lauscht. Er spannt sich aus nach einem

Laut, nach einem Geräusch, nach irgendeinem Zeichen von irgendeinem Leben – nichts. In der schier endlosen Weite des Feldes ist er allein. Nur der Stern da oben, lichtvoll und unendlich fern. Der Hirte geht einen entschlossenen Schritt auf die Stalltür zu. Ein winziger Schimmer von Licht fällt durch die Fugen. Der Hirte atmet durch: also muss da drinnen ja Leben sein, Licht, und muss wohl stimmen, was sie sagten, dass da wären Mann und Frau und Gottes Fülle in der Dunkelheit. Sein Herz beginnt zu klopfen. Es springt ihm auf bis unters Haar. Der Hirte fürchtet sich. Gleichsam gebannt zwischen vorwärts und zurück (doch aber wohin bloß, wohin?) greift er das rauhe Holz; er greift den klobigen Knauf der Tür und mit zugleich mutiger und zugleich zögernder Geste drückt er sie auf. Die Tür gibt einen seufzenden Laut, ein kalter Windhauch pfeift mit leisem Zischen durch's Gebälk, der bläkende Docht einer primitiven Lampe hüllt den Raum in dämmerndes Dunkel. Der Hirte bleibt stehen; vorsichtig, wie er sie geöffnet hat, zieht er die Stalltür hinter sich zu. Seine aufgeregte Spannung ist einer ruhigen Entschlossenheit gewichen, die eben noch unruhigen Hände fassen fest den Hirtenstab. Der Hirte wird das Kind sehen. Die anderen haben nicht gelogen, der Engel nicht, der Stern da oben. Der Hirte steht auf seinen Stab gestützt; mit Augen, die sich langsam an das flackernde Dunkel gewöhnen, betrachtet er den Stall. Aber was heißt schon Stall? Ein einfacher Verhau ist das, aus rohen Balken roh gezimmert. Einer davon steht aufrecht, ohne weiteres in die harte, unbedeckte Erde getrieben, um einem anderen, quer darüber liegenden den nötigen Halt zu verschaffen. Ihm zu Füßen, geradewegs unter der im Kreuzpunkt des Gebälks flackernden Lampe, erkennt der Hirte die Krippe. Kein Zweifel, da drinnen liegt das Kind. Rechts und links davon die Eltern. Joseph, im Dunkeln zerfließend, sitzt auf einem einfachen Schemel, in grobes Tuch gekleidet. Den linken Arm hat er über eine rückwärtig verlaufende hölzerne Brüstung gelegt, den Kopf auf die Elle gebettet. Dahinter Ochs und Esel. Sie liegen im Stroh und rühren sich nicht. Rechterhand sitzt Maria. Sie hat die Augen geschlossen. Sie sitzt aufrecht. Den Hirten bemerkt sie nicht. Ein faltenreiches Tuch hüllt ihren Körper ein, ihr Schoß bildet eine Mulde, als wollte sie darin schützen und bergen, aber ihr Schoß ist leer. Die unter dem Saum des Tuchs hervorschimmernden Hände sind ineinander verkeilt wie in ringendem Schmerz. Kein Zweifel: auch Maria schläft. Ihr Haupt ist zurückgefallen;

die geschlossenen Augen verleihen ihrem Antlitz eine wächserne Blässe. Ihr Mund ist halb geöffnet; ja, nachgerade mit einem Anflug von grotesker Lächerlichkeit, wie das bei sitzenden Schläfern der Fall ist, hat sich ihr Kinn verzerrt und verkantet. Sie sitzt im Schlaf, als hätte sich ein tiefes Stöhnen in ihr verspannt und verschlossen. Der Hirte geht auf die Krippe zu. Er will das Kind sehen, er will es greifen, er will es auf Händen tragen, er will seine Wärme spüren, das schmiegsame göttliche Leben. Er will es kosen und streicheln, den Griff der winzigen Finger, die Weichheit der Wangen. Das Kind. Der Hirte tut einen letzten Schritt, er steht an der Krippe. Er schaut hinab. Die Krippe ist leer. Leer. Der Hirte steht wie gelähmt. Die Krippe ist leer. Die kalte klare tote Welt da draußen liegt wie eine bittere Fessel um den Stall, um den Hirten, um Joseph, Maria, um diese leere Krippe. Der Hirte spürt ein Aufsteigen wie von einem Schluchzen. Er starrt, wie blind starrt er in den lautlosen, vom dunklen Kreuzgebälk getragenen Stall, die flackernden Schatten der Lampe, den zerfließenden Joseph, die im unerlösten Seufzen verkantete Maria, die Tiere wie versteinert, ohne Laut und Ton. Den Hirten überkommt eine Bitterkeit, tief und verletzt und bekannt und vertraut zugleich. Ich hätte es besser wissen sollen, sagt er laut, ich hätte es besser wissen sollen. Über sein Gesicht rollen Tränen, und mit verschwimmendem Blick, die Brust auf den von beiden Händen umklammerten Hirtenstab gelehnt, das Haupt nach vorwärts geneigt, starrt er hinab in die leere Krippe. Dann beugt er sich nieder, er weiß selber nicht, warum, beugt sich nieder auf diese Krippe, beugt eins von beiden Knien hinab bis auf den nackten, kalten Erdboden, das andere auf federndem Fuß wie zum Aufbruch bereit, legt beide Arme, ja beide Arme, beide Unterarme legt er auf den harten Rand dieser Krippe, legt sie so, dass beide Hände wie in einer unendlich zärtlich betrübten Geste übereinander geraten, darauf legt er die Stirn, und mit geschlossenen Augen weint er ein tiefes und hilfloses Weinen. Und wie er kniet und weint, da stammelt's aus ihm her und wird ein zuerst bloß murmelnder, dann immer festerer, immer klarerer Gesang, es fährt ihm durch den Sinn und durch den Mund, er weiß nicht wie, es greift seinen ganzen Körper, wird ein Singen über diesem dunklen, toten Stall, wird Laut und Wort: "Ich weiß, dass mein Erlöser lebt. Ich weiß, dass mein Erlöser lebt." Der Hirte wird ruhig, überm Sprechen und Singen wird er ruhig. Er erhebt sich, ohne noch einen weiteren Blick auf die

Krippe zu werfen. Die Lampe leuchtet ruhig und gelb überm Kreuzgebälk. Der Stall liegt jetzt in mildem Licht. Maria, immer noch schlafend, hat ihre Haltung geändert. Der Ausdruck ihres nunmehr in die rechte Hand gestützten Gesichts wirkt entspannt wie unter der Wirkung eines lösenden Traums. Der Hirte wendet sich zur Tür. So leise, wie er eingetreten ist, verlässt er den Stall. Draußen geht ein leichter Wind. Er trägt einen Ruch von Wärme übers Land. Der Hirte schaut auf. Der Stern steht unverändert. Nun geh heim, dachte er, es ist alles wie immer, geh' heim zu deinen Hürden. Er greift seinen Stab, er will gehen. Im Dämmerlicht der sich mildernden Nacht erkennt er das Kind. Es ist in ein fein weißes leinenes Tuch gehüllt. Das weiße Tuch leuchtet in der Dunkelheit. Das Kind schaut dem Hirten in gelassener Freundlichkeit entgegen. Du wirst hungrig sein, sagt es; nimm ein Stück Brot und isß. Der Hirte neigt das Haupt. Wortlos nimmt er das Brot, das ihm das Kind mit seiner kleinen Hand darreicht, wortlos steht er und isst. Dann fällt er wortlos nieder, er wirft sich hinab zu dem Kind, und mit einer tief freudigen Aufgeregtheit faßt er seine Hände, fasst die warmen, kleinen Kinderhände, fasst die Füße, warme, kleine Kinderfüße, und so, als wollte er sie reiben gegen Kälte und Frost (und waren doch ganz warme Kinderhände und Kinderfüße), so als wollte er sie reiben und wärmen, befühlen und betasten: so streicht er immer wieder darüber hin. Mein Herr und mein Gott. Mein Herr und mein Gott. Das Kind entzog sich ihm nicht. Es hat seine Hände dem Alten auf das graue Haar gelegt, und der ist darüber froh geworden. Er ist aufgestanden. Komm, sagte er, komm; die Nacht ist kalt. Dann nahm er das Kind auf den Arm und trug es hinein in den Stall – man muss sagen, an seinem Herzen hat er es getragen. Er hat es mit seinem Mantel in der Krippe gebettet und hat im Stall gewacht, bis draußen die ersten Vögel sangen.

## **Vom Mann mit den sieben Kümernissen**

Nach Motiven aus dem Werk Joh. Seb. Bachs

Ich weiß einen Mann, der wohnte am Nil oder irgendwo in Deutschland, der hatte sieben Kümernisse.

Das erste Kümernis war: Er wusste nicht, warum er eigentlich lebte. "Warum lebe ich bloß", sagte er, "warum lebe ich bloß?" Das machte ihn ganz krank.

Das zweite Kümernis war: Er wusste nicht, wofür er lebte. Er hatte keine Frau, keine Eltern, keine Kinder, keine Freunde. "Ich bin für nichts gut", sagte er und weinte.

Das dritte Kümernis war, dass er manchmal gar nicht wusste, ob es ihn überhaupt gab. "Bin ich?" sagte er dann, "bin ich überhaupt?" Dabei kniff er sich ins Bein. Das tat weh.

Das vierte Kümernis war, dass er keine Zeit hatte. "Ist jetzt gestern oder morgen", fragte er sich, "oder ist übermorgen vielleicht schon vorgestern gewesen?" Ja, er hatte wirklich keine Zeit.

Das fünfte Kümernis war, dass alles so unbestimmt war. Alle Menschen waren Masken. Man konnte sie austauschen. Der Mann fand das enttäuschend.

Das sechste Kümernis war, dass der Mann sich sehr verloren fühlte. "Es gibt keine Rettung", sagte er dann, "es gibt keine Rettung." Und seufzte.

Das siebte Kümernis war ohne Anfang und ohne Ende. Das war das schlimmste. "Es war schon immer so", sagte er, "und ich kann gar nicht aufhören mit meinen Kümernissen."

Ja, der Mann hatte viel Bekümmernis in seinem Herzen.

Da kam Gott. Ein Kaiser hatte befohlen, ein Statthalter hatte stattgehalten, Leute waren gelaufen, zwei Menschen gingen nach Bethlehem, Kind in Krippe und Stall. Das war nett. Und Hirten. Sehr finster soll die Nacht gewesen sein. Dann der Engel, viele Engel, der ganze Himmel voller Licht: EUCH IST HEUTE DER HEILAND GEBOREN !

"Schöne Geschichte", seufzte der Mann, "hübsch, ja, wirklich, sehr hübsch."

Dann wandte er sich wieder ab und zählte seine Kümmernisse. Es waren sieben.

"Du hast nicht zugehört", sagte Gott zu dem Mann.

"Doch", sagte der Mann.

"Aber du glaubst es nicht", sagte Gott.

"Nein", sagte der Mann, "ich glaube es nicht", und begann von neuem, seine Kümmernisse zu zählen. Gott schwieg. Er war gekränkt. Dann sagte er: "Was soll ich tun, damit du es glaubst?"

"Was soll ich glauben?" fragte der Mann zerstreut.

"Das," antwortete Gott. "DENN EUCH IST HEUTE DER HEILAND GEBOREN!"

"Tja", sagte der Mann, "tja." Er besann sich. "Ja, wenn einer käme und mir sagte, warum ich bin, dann wollte ich's wohl glauben."

"Nichts leichter als das", sagte Gott, und sofort stand das Kind aus der Krippe in der Tür. Mit kleinen hellen Augen sah es den Mann an, solche Augen hatte der Mann noch nie gesehen. "Wiege mich", sagte das Kind. "Ja gewiss doch", antwortete der Mann und nahm das Kind auf seinen Schoß. "Das ist aber schön, dass du mich besuchst."

Der Mann saß in seinem Lehnstuhl, er wiegte das Kind mit leisen Armen. Der Abend war dunkel, der Mann schlief ein.

Wenig später erwachte er. Das Kind war weg.

"Schade", dachte der Mann, "wirklich schade." Dann schlurfte er müde zu seinem Bett und zählte seine Kummernisse. Es waren sechs.

"Du hast nichts gemerkt", sagte Gott. "Warum glaubst du mir nicht?"

"Ei doch ja", antwortete der Mann und häufte seine Kummernisse zu einem wirren Knäuel ineinander. "Ich will dir schon glauben. Doch, wenn einer käme und sagte mir, wofür ich da bin, so wollte ich dir glauben."

"Nichts leichter als das", sagte Gott. Flugs öffnete sich die Tür, und das Kind trat ein. Der Mann freute sich. "Wärme mich", sagte das Kind.

Der Mann holte seine schönste Wolledecke. Er wickelte das Kind in die Decke und legte es in sein Bett. Beide schliefen behaglich ein.

Wenig später erwachte der Mann. Er war allein. Das Kind war weg. Der Mann erschrak. Er sah nach seinen Kummernissen. Es waren fünf.

"Wo ist das Kind geblieben?" sagte der Mann zu Gott, "es hat mir gutgetan, ihm ein wenig Wärme zu geben." Dann wandte er sich resigniert zur Seite. Es war alles wie früher.

"Du verstehst nichts", sagte Gott. "Glaube mir."

"Das will ich", sagte der Mann und kniff sich ins Bein; "aber vielleicht träume ich das alles bloß und überhaupt. Ja, wenn einer käme und sagte mir, dass es mich wirklich gibt, dann wollte ich dir glauben."

"Nichts leichter als das", sagte Gott, und augenblicklich stand das Kind in der Tür.

Der Mann streckte die Arme aus. "Sprich mit mir", sagte das Kind. "Es ist gut, dass du wieder da bist", sagte der Mann; und dann begann er, Geschichten zu erzählen von früher und von weißt du noch, und plappernd plaudernd schliefen sie ein, der Mann und das Kind.

Als der Mann erwachte, war das Kind verschwunden. Der Mann war betrübt. Er zählte seine Kummernisse. Es waren vier.

"Es wäre besser, du glaubtest mir", sagte Gott.

"Ja natürlich", sagte der Mann, "gerne. Nur habe ich leider keine Zeit."



"Ich schenke dir Zeit", sagte Gott.

"O", antwortete der Mann und freute sich. Und kaum hatte er "O" gesagt, stand wieder das Kind in der Tür. "Spiel mit mir", sagte es.

Der Mann kramte ein paar Bausteine unter seinem Bett hervor. Sie begannen, einen Turm zu bauen. Der Mann schlief darüber ein.

Als er die Augen wieder aufschlug, war das Zimmer leer.

"Das Kind ist fort", sagte der Mann. Er nahm seine Kümmernisse in die Hand und fing an zu zählen. "Drei", sagte er lustlos.

"Du bist ein Dummkopf", sagte Gott; "wann lernst du jemals dazu?"

"Ich könnte schon", sagte der Mann; "doch, bestimmt. Wenn einer käme, den man nicht verwechseln kann - ich glaube, das würde mir helfen."

"Ich bin, der ich bin", sagte Gott.

Der Mann staunte. "Wirklich?" fragte er.

Diesmal hatte der Mann das Kind nicht eintreten sehen. Es stand einfach vor ihm und öffnete seinen Mund zu einem ganz leisen, feinen, unglaublich fließenden Gesang.

"Wie schön", sagte der Mann, "ganz ausgezeichnet schön."

Und während das Kind fortfuhr zu singen, nickte er ein.

Als er wieder aufsah, war der Gesang verstummt.

"Es ist wie immer", sagte der Mann, "ich bin verloren."

"Nichts bist du", sagte Gott, "außer rechthaberisch und verstockt. Wann glaubst du mir endlich?"

"Nun ja", antwortete der Mann, "es kann mich ja keiner auf die Schulter nehmen und mich gewissermaßen tragen. Das wäre doch zu albern, nicht?"

"Nichts leichter als das, entgegnete Gott. Komm!"

Augenblicklich stand das Kind neben dem Mann. Es griff nach seiner rechten Hand.

"Lass uns ein wenig hinausgehen", sagte es.

Der Mann zögerte. Seine Hand lag schwer auf dem Saum seines Bettes. Wie eingewachsen lag sie dort.

"Ich kann nicht", sagte der Mann, "ich kann es nicht." Er krümmte sich zusammen, er knirschte mit den Zähnen, ein Zittern lief durch ihn hindurch. Für einen Moment schloß er die Augen, dann fiel er in einen heftigen tiefen Schlaf.

ALS ER ABER DAS SIEBENTE MAL ERWACHTE, da lag Dunkelheit wie eine finstere Glocke über seinem Haus. Es war unsäglich still, eine geradezu gräßliche Stille. Alle seine Kümernisse traten an sein Bett und schnitten die fürchterlichsten Grimassen. Der Mann fror. Gott wird sprechen, dachte er, ja, er wird sprechen, und ich will ihm glauben. Diesmal wird alles gut werden.

Der Mann wartete. Aber Gott sprach nicht. Alles blieb finster, stumm und kalt.

Der Mann starrte auf die Tür. Das Kind wird kommen, dachte er, es wird kommen, ja, es wird kommen.

Er spürte eine heftig ziehende Liebe in der Mitte, genau da, wo sein Herz pochte.

Aber die Tür bewegte sich nicht.

Da faßte eine Unruhe nach dem Mann, eine zerrende, kreischende Unruhe faßte nach ihm. Er stand auf. Er sprang durch die Tür. In benommener Hast lief er hinaus in die Nacht, sternlos neblig dunkle Nacht. Draußen war ein Garten. Der Mann hörte ein Seufzen wie von einem Ringen. Dann hörte er Klirren von Waffen, Schritte, Stimmen, Fackeln tauchten auf. Im flackernden Licht sah er Soldaten. Er sah das Kind. Rohe Hände griffen nach ihm, schlugen auf es ein und stießen es einem schroffen Hügel entgegen.

Der Mann erschrak bis in die Wurzelspitzen seines Herzens hinein.

"Haltet", schrie er, "lasst doch, nicht das Kind!"

Die Soldaten blieben stehen. In ihrer Mitte das Kind, gefesselt an Händen und Füßen, Wangen und Stirn geschwollen, blutverschmiert. Mit großer, schmerzhafter Ruhe schaute es den Mann an. Der Mann sah längst erwachsene Augen. "Geh mit mir", sagte das Kind.

Da ist der Mann mit dem Kind gegangen, ging hinterdrein und folgte dem gefesselten, geschlagenen, blutigen Kind. Sein Herz war groß in dieser Stunde. Alle Kümernisse waren weit zurück.

Im Morgengrauen kam der Mann wieder heim. Er deckte den Tisch mit Blumen und Leuchtern, richtete eine Mahlzeit und wartete. Mit dem ersten Sonnenlicht stand das Kind in der Tür. Der Mann empfing es mit Ruhe. "Komm", sagte er, "komm, lass uns zusammen essen."

## Nachts kam immer nur der Wolf

### *Eine Weihnachtsbetrachtung zur Mitternacht*

Christnacht, Mitternacht, Engelsnacht - was geschah auf dem Feld von Bethlehem? Hirten haben gehütet, die Schafe waren nicht anders in dieser als in anderen Nächten auch. Ungewiss ist, ob es kalt war; wemgleich: die Nächte dort sind manchesmal um diese Jahreszeit empfindlich kalt. Die Hirten, alsdann jedenfalls, hätten gefroren. Wachen und Dösen, Dämmer Schlaf, wie spannungsreiche Nacht ihn zeugt, Dösen und Träumen in der Bereitschaft zu schneller Reaktion, auf den Augenblick hellwach zu sein im Falle eines Angriffs. Die Unruhe in der Herde signalisiert den Wolf. Die Hirten hätten gewacht, wird gesagt - gewiss, gewacht und gewartet, aber nicht, obwohl uns das unzählige Legenden so berichten, nicht auf den Stern, nicht auf den Engel, und unwahrscheinlich scheint mir auch, sie hätten auf den Christ gewartet, Prophetenspruch in Herz und Ohr und Ausschau haltend nach dem Heil. Die Schrift, *wenn* sie sie kannten, dann nicht viel anders als wir auch, ein frommes Buch, anheimelnd auch zu guter Stunde, doch für die Hütearbeit, wenn nicht unbrauchbar, dann mindestens sehr fern. Vom Hörensagen, mag sein, vielleicht, da kannten sie das eine oder andere, "aus Davids Stamm", gewiss, so allerlei war Gott noch zuzutrauen, aber ernsthaft, *dass* etwas geschieht, womöglich noch in dieser Nacht, zumindest aber dann in absehbarer Zeit - nein, ich glaube nicht, dass sie damit gerechnet hätten. Das alles war sehr weit und fern, himmelsfern, gottesfern, wer weiß da schon Genaueres?. Sie waren nicht besonders fromm, ich halte das für ausgeschlossen; sie waren innerlich gerüstet für die Zeit, und die war Nacht. Sie haben auf den Wolf gewartet, jederzeit; denn nachts kam immer nur der Wolf. Dann galt es, wach zu sein, mit Lärmen, Rassel, Feuerschwenk den Räuber zu verjagen, und wehe, einer war zu tief in Schlaf gesunken, zu weit im Traum vom besseren Tag, zu weit, um noch so jäh und rasch mit aller Sinnenkraft auf äußeren Reiz zu reagieren. Dann war der Räuber längst davon, und der Patron schätzt solchen Abgang nicht. Man kannte das: Am nächsten Tag, da wird gezählt, und der Verlust des Schafs führt unerbittlich den Verursacher des Schadens in die Gosse. Denn schließlich, ja, das muss man wissen: da kam der Hirte her, Tagelöhner, unrein, wie er war, rein äußerlich schon ungewa-

schen, ungepflegt (doch davon will ich schweigen), und innerlich erst: unflätig, so wie außen. Gab's einen Hirten, der je geschickt gewesen wäre fürs Gesetz, für Gottes reinen Spruch? Den gab es nicht, das wusste der Patron genau, und nur mit spitzen Fingern zählt, gesetzt, dass einer seine Arbeit gut gemacht und wenigstens nicht direkt ein Versager war, mit spitzem Fingern, sage ich, leicht abgewandt den Blick, zählt der Patron die Löhnung dar. Zu Hirten muss man Abstand halten. - So war mit Träumen jedenfalls nichts drin. Wer uns erzählt - ja, was geschah auf diesem Feld? - und macht uns weis, gutgläubig, meinetwegen, aufgeklärt, in bester Absicht sozusagen, die Hirten hätten, spannungsvoll des Heilands wartend, ein kollektives Traumgesicht gehabt, der kennt die Sache nicht. Wer da ist, auf den Wolf zu warten, hat nichts zu träumen, und wenn, dann jedenfalls nicht nachts.

Dann aber Licht. Sie waren viel zu nüchtern, viel zu grob und realistisch, um sich auf irgendwelche Wunder einzulassen. Tatsache aber war das Licht. Das war ganz rund herum, man konnte es unmöglich irgendwie beschreiben. Taghell, das wäre falsch gewesen, auch nicht wie fahles Blitzezucken in der Nacht. Es war nicht so, war überhaupt mit irgendeinem je gesehenen Licht in nichts vergleichbar. Es war bloß Licht, war um und um und durch und durch, war Licht von oben, unten, rechts und links, sie fürchten sich. Natürlich fürchteten sie sich. In solchem Licht muss man verbrennen. Da nützt es nichts, die Hände vors Gesicht zu schlagen. Das sticht durch der verkniffenen Augenlider durch, das hält kein Mensch im Kopf nicht aus. Wer realistisch denkt, der rechnet mit dem Schlimmsten. Das taten sie. Womit ich sagen will: Auf keinen Fall, auf keinen Fall, das ist gewiss, in dieser Nacht und keiner andren nicht, auf keinen Fall hat auch nur einer unter ihnen in diesem Augenblick mit Gott gerechnet. Dann aber klärt sich die Geschichte. Inmitten all dem Licht erkennen sie den Engel! Natürlich nicht mit blondem Haar, schon gar nicht mit Trompete, langem Kleid und Flügelschlag. So war der Engel nicht. Vielmehr: durch ihn hindurch - wie soll man die Gestalt beschreiben? - durch diesen wesenlosen Engelskörper durch, zum Greifen nahe sehen sie den Thron, sie sehen Gottes Heiligkeit, ihn selbst in seiner Fülle, unbeschreiblich. So war das damals in der Nacht. Und dann die Stimme, Anruf: Fürchtet euch nicht, fürchtet euch nicht. Die Hirten, natürlich ist da nichts verbürgt, doch so muss es gewesen sein, hören, ja und

wieder nein, sie hören nicht, man kann nicht sagen, dass ihr Ohr in dieser Helligkeit nur irgendeinen Laut vernommen hätte. Das Licht dringt vielmehr in sie ein, wird körperliches Wort, wird Klarheit, Richtung, Weisung: Geht! Krippe. Retter.

Bethlehem. Das war das Wort. Sie springen auf. Das Licht ist weg. Was zählt in solchem Augenblick noch der Patron, und was der Wolf, was diese Nacht und alle Nächte, die noch kommen? Klarheit, Richtung, Weisung war dieses Licht gewesen, Engelsspruch, und töricht, wer nicht längst damit gerechnet hätte. Ganz klar und hell ist es in diesem Augenblick und kann auf Ewigkeiten nicht mehr weggenommen werden. Christus der Retter ist da! Der Hirte ist zu Hirten gekommen. Die auf dem Felde wurden froh. Das ist die ganze Sache. Die Hirten wurden froh. Den vollen Himmel nahmen sie gelassen, heiter, die Fülle Gottes strömt sich aus im Jubelruf der Engel, sie haben manches später noch dazugetan, man kennt das ja. Als das Gesicht vorbei ist, selbstverständlich, gehen sie der Engelsbotschaft nach. Nicht, dass sie liefen oder gar womöglich stolpterten vor Hast; nein, festen und gelassenen Schritts, zügig durchaus: so gingen sie nach Bethlehem. Sie gingen ruhig, wissend, wen sie sehen würde am Ende dieser Nacht, am Ende aller Nächte. Ja, so war es auf dem Feld von Bethlehem. Christnacht, Mitternacht, Engelsnacht. Die Hirten wurden froh. Wir wissen, wen wir sehen werden am Ende unserer Nächte.

## Der Esel

### *Eine weihnachtliche Mitternachtsgeschichte*

Habt Ihr eigentlich schon mal bemerkt, dass in der Weihnachtsgeschichte des Lukas etwas fehlt? Ich meine jetzt nicht die Sache mit dem Stern und die fernhergereisten Könige. Die kommen bei Matthäus. Nein, ich meine den Esel und seinen Freund, den Ochsen. Es gibt nämlich Geschichten, die werden gewissermaßen im vorhinein erzählt, also ich meine: ehe sie sich wirklich ereignen. Und die Angelegenheit mit der Geburt Jesu ist zweifellos eine von dieser Art. Sollte nicht eine Jungfrau schwanger werden? Sollte nicht ein Reis hervorgehen aus dem Stamm Isais? Sollte nicht das Volk in dunkler Nacht das große Licht sehen? Und sollte das nicht geschehen zu Bethlehem in Ephrata, der kleinsten unter den Städten in Juda? Seht Ihr: Alles das hat Lukas erzählt, und hat's doch wiederum auch nicht erzählt, sondern hat gewissermaßen bloß bestätigt und gesiegelt, was längst vorerzählt war durch allerlei Prophetenspruch, und nur aber dieses eine, diese wichtige Moment, mit welchem doch auch vorerzählt gewesen war, dass der Ochse sich dem Herrn zugesellen und ein Esel sich zu seiner Krippe finden würde: ausgerechnet das hat er ausgelassen. Warum? Nun muss ich in dieser Frage unseren Evangelisten durchaus kritisieren. Hätte er nämlich auf Paulus gehört, dann würde er, was ich jetzt zu erzählen habe, nicht übersehen haben. Dann hätte er ganz gewiss dem Esel und seinem Freund, dem Ochsen, einen Platz in der Weihnachtsgeschichte zugewiesen, wie das die alten Maler dann glücklicherweise auch korrigiert und nachgetragen haben. Der Apostel Paulus kannte sich mit Gott ja hervorragend aus. Deshalb schrieb er an die Korinther (1. Kor. 1,27): *Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache*. Das schrieb er, weil er natürlich die Sache mit dem Esel kannte. Hätte Lukas bloß auf ihn gehört! Andererseits aber muss ich den Evangelisten auch in Schutz nehmen. Es kann ja ein Autor und Augenzeuge immer nur das erzählen, was er sieht und weiß. Und dabei kann es ihm dennoch passieren, dass er Entscheidendes ausläßt, wie z. B. meinen Esel, weil er ihn einfach nicht gesehen und nicht bemerkt hat. Deshalb glaube ich auch nicht, dass mein Esel schon mit im Spiel war, als die

beiden in Bethlehem einzogen, Joseph, der Sproß aus altehrwürdigem Geschlecht, dazu seine hochschwangere, wenngleich jungfräuliche Verlobte. Denn dann hätte mein Esel den Herrn ja schon seiner Geburt, und nicht erst, wie nun in der Tat anderswo dokumentiert ist, dem Kreuz und anschließender Auferstehung entgegengetragen. Das wäre dem Lukas sicher nicht entgangen, und so rechne ich, dass sie beide, Joseph und die hernach jungfräulich Kreißende, damals wohl tatsächlich zu Fuß unterwegs gewesen sind und der Esel erst mit dazu kam, als sie zum Zwecke der Geburt mit diesem kümmerlichen Stall vorlieb nehmen mussten. Das mit dem Stall jedenfalls, das hat Lukas ganz klar beobachtet und folglich auch berichtet, und wahrscheinlich ist er von dem ganzen Vorgang so hingerissen gewesen, dass er meinen grauen Freund im Dämmerlicht dieses Verschlags schier übersehen hat. Schließlich war schon Nacht, Esel sind unscheinbar und haben, wenn ich so sagen darf, durchaus auch etwas Leisetreterisches an sich. Selten ein Schnauben, wie man das von edlen Pferden gewöhnt ist; und noch seltener ein Geschrei, wie es – unsinnigerweise – in wie vielen Kinderliedern zum Gespött geworden ist. I-A sagt der Esel, das ist richtig, aber besonders oft macht er den Mund ja nicht auf, bloß wenn er's tut, das kann ich euch sagen, dann klingt es in der Tat nicht besonders elegant. Nun also, was erzähle ich? Wenig später kamen die Hirten gelaufen, Ah und Oh und was für ein hübsches Kind. Und alle waren ganz versunken in lauter Anbetung. Das ist ja auch ein Bild, da können einem schier die Sinne schwinden, man weiß nicht, ob es Wahrheit ist oder Traum. Denn wo solche Botschaft und solches Leuchten ist, da können welche geradezu wie betrunken sein vor lauter Zukunft und lauter Leben, so dass man Skeptikern gegenüber genötigt ist, mit der Behauptung des Gegenteils zu intervenieren. Wir kennen das ja aus der Pfingstgeschichte. Klar war jedenfalls: Wo solche ungeheure Botschaft geschieht – Ende aller Nächte, Frieden auf Erden und rechts und links und oben und unten nichts als lauter Gott –; wo solch Dinge geschehen, da muss man es weitersagen. Da muss doch einer loslaufen und den anderen Bescheid geben. Das kann man doch nicht für sich behalten, als wär's nur ein persönlicher Kick und Rausch und Psychotrip. Also: da muss man laufen. Weitersagen. Sollen alle dabeisein. Soll niemand zu spät kommen. Bloß: Wer soll gehen? Das Kind ist noch zu klein. Maria



muss windeln. Joseph ist Joseph, und die Hirten müssen anbeten. Und Lukas, unser Zeuge? Nun, er kann auf keinen Fall. Nebst, dass er genau so hingerissen und versunken vor der Krippe kniet, hat er zudem Chronistenpflicht, muss bleiben, schauen und notieren. Aber mein Esel geht. Niemand merkt es, ich glaube, noch nicht einmal das Kind. Mein Esel läuft zum Löwen. "Komm", sagt er, "komm mit, Löwe, großartig, Krippe und Stall, I-A, Heiland, Jungfrau, Gott und Kind!" Der Esel schreit es brünstig, stammelnd, wie eben Esel schreien und stammeln, wenn sie denn mal den Mund aufmachen. Der Löwe sitzt auf seinem Thron. Er ist intensiv damit beschäftigt, seine gewaltige Mähne auszubalancieren. "Gott und Kind paßt nicht", sagt er gelangweilt, "Heiland und Krippe auch nicht. So werden Herren nicht geboren. Du bist ein Esel." Dann wendete er sich ab und benagte majestätisch einen großen Antilopenknochen. Der Esel läuft zum Fuchs. "Komm, Fuchs, komm mit! Großartig! Krippe und Stall, I-A, Heiland, Jungfrau, Gott und Kind." "Quatsch", sagt der Fuchs und blinzelt listig ins Mondlicht, "wär' er Gott, wär' er schlau genug, sich ein gescheites Quartier zu suchen. Weißt du, was du bist? Du bist ein Esel!" Jetzt ist mein Esel verdrossen, doch, das muss man sagen, verdrossen, was den Fuchs und verdrossen auch, was den Löwen angeht. Er trifft den Pfau. "Pfau, komm schnell! Großartig! Krippe und Stall, I-A, Heiland, Jungfrau, Gott und Kind." Der Pfau schlägt ein prächtiges Rad. "Kann er auch so ein prächtiges Rad schlagen wie ich?" Darüber hat mein Esel noch nicht nachgedacht. "Weiß ich nicht", sagt er. "Ist aber Heiland und Gott in seinem Stall, wie?", bemerkt der Pfau spitz und läßt den Esel stehen. Und was jetzt weiter kam, brauche ich euch gar nicht in allen Einzelheiten zu erzählen. Die kluge Eule setzte ihre Brille auf, nahm ein dickes Buch zur Hand, schwieg eine Weile, und dann sagte sie, beiläufig gewissermaßen und wie im Selbstgespräch. "Das glaubt auch bloß ein Esel", und damit war die Sache für sie gegessen. Der Flamingo bog seinen eleganten Hals vor Lachen, der Hahn schwellte stolz seinen Kamm, hielt den Atem an und schrie dem Esel kreischend ins Gesicht, was so viel heißen sollte wie: "Verschwinde, du Blödmann, mit deinen albernen Geschichten!" Nur der weise Marabu ließ sich ein wenig Zeit. Er wiegte den grauen Kopf hin und her, nickte und brummte: "Krippe? Stall? Heiland? Gott? Kind? Kann man es beweisen?" "Ich war dabei", sagte der Esel störrisch, "ich hab's gesehen und gehört, hier, mit meinen

eigenen Ohren." Und dabei ließ er seine feinen langen Eselsohren spielen, rechts und links, als könnten sie den Gesang der Sterne auffangen. Der Marabu lächelte nachsichtig. "Nein", sagte er nach einer Weile, "man muss es abwägen. Aber sag selbst: am Ende spricht doch eine ganze Menge dagegen." Jetzt hatte mein Esel genug. Er war betrübt. Ja, er war aufrichtig betrübt, dass all die Starken, Schönen, Edlen und Klugen, die Eleganten und Weltläufigen, die Kühnen, Schlaunen und Weisen – keiner mochte ihm glauben. Weder Löwe noch Fuchs, weder Pfau noch Hahn, weder Eule, Marabu oder Flamingo – keiner. Und das, Ihr Lieben, das hat meinen Esel nun ganz schön in Verzweiflung gebracht, schier so sehr, dass er drohte, an sich selber irre zu werden. Da ist er zu seinem Freund gelaufen. Der Ochse stand in seiner Koppel. Jahrelang hatte er den Pflug gezogen. Hatte nicht gelesen, hatte nicht geschrieben, hatte noch nicht einmal eine Brille, weil der Ackerweg ja immer derselbe war, jetzt war er müde, es war Nacht, er stand in seiner Koppel, wie eben Ochsen in der Koppel stehen. Er stand und wartete. Keiner kann sagen, worauf. "Komm", sagte der Esel, "komm mit. Es ist wirklich großartig! Krippe und Stall, I-A, Heiland, Jungfrau, Gott und Kind. Du wirst es sehen. Komm mit!" Der Ochse sah den Esel mit leeren Augen an. Genau genommen war es ein Blick, wie ihn eben ein Ochse hat, wenn er weder auf das Ende der Nacht noch auf den morgenden Tag, sondern bloß noch auf den Metzger wartet. "Gut", brummte er dann, und zu zweit gingen sie schweigend durch die Nacht. Es war nicht weit bis zum Stall. "Es riecht nach Heu und nach Stroh", sagte der Ochse, und während er das sagte, kehrte in seine leeren Augen kaum merklich ein feiner Glanz von Leben zurück; "lass mich schauen." Über der Stalltür war eine kleine Luke geöffnet. Vorsichtig, um ja niemanden zu stören, schoben beide, Ochse und Esel, ihren Köpfe vor. "Es ist niemand mehr da", flüsterte der Esel. "Aber ich sehe das Kind", flüsterte der Ochse zurück. "Da liegt es auf Heu und auf Stroh. Es duftet nach Leben." Dann fuhr er sich nachdenklich und behaglich zugleich mit seiner dicken Ochsenzunge über die Lippe und berührte mit der Zungenspitze seine Nüstern, als wollte er sich seines eigenen Geruchs vergewissern. "Doch, bestimmt", flüsterte er, "es riecht nach Leben". – In der Tat waren alle aus dem Stall weggegangen, die Hirten, die Engel und der Evangelist Lukas natürlich auch. Maria, Joseph und das Krippenkind aber schliefen einen festen Schlaf. "O, es ist

schön", sagte der Esel ganz versunken. Und so blieben sie beide stehen, bis im Morgenrauen der erste Maler kam. Der hat die beiden dann gemalt, und seit jener Zeit dürfen sie auf keinem Weihnachtsbild mehr fehlen und stehen also bis auf diesen Tag vor diesem wunderbaren Gnadenthron. Was aber aus all den anderen geworden ist und wo sie geblieben sind, der starke Löwe, der schlaue Fuchs, der eitle Pfau, der stolze Hahn, die kluge Eule, der elegante Flamingo und der weise Marabu, das weiß ich nicht. Ochse und Esel aber stehen bis auf diesen Tag im Stall Gottes. Und so lange es Weihnachten gibt, werden sie darin auch bleiben, im Hause des Herrn, sozusagen. Und so bin ich ganz gerne mal ein Esel oder meinetwegen auch ein Ochse, denn: was wär's mir lieber, als dass ich bliebe, im Stall Gottes nämlich, oder etwas vornehmer und mit dem Psalm ausgedrückt: im Hause des Herrn immerdar.

## Der Ochse, der eine Kuh war

### *Eine weihnachtliche Mitternachtsbetrachtung*

Wenn der kleine Dennis heute Nachmittag an der Krippe in der Vorstadtstraße quer durch den ganzen Hof gekräht hat: Aber Mama, das ist ja gar kein Ochse; das ist ja eine Kuh! - dann war das, ich gebe es ohne Umschweife zu, schon Anlass für eine gewisse Verlegenheit. Was hätte man tun und wie die plötzlich desillusionierte Situation bewältigen sollen? Vielleicht auf der Stelle antworten und Rechenschaft geben, also beteuern und erklären, dass sich, allen Anstrengungen zum Trotz, weit und breit ein Ochse nicht habe ausfindig machen lassen? Oder eher stillschweigend darüber hinweggehen? Oder hätte man, einer diesbezüglichen Unsicherheit und Verärgerung ungezügelter Lauf lassend, aus der Rolle fallen und unter Zuhilfenahme einer scharfen Entgegnung, wie z. B.: natürlich ist das eine Kuh, du Ochse!, den Naseweisen niedermachen sollen? Nun wie auch immer, der kleine Dennis, er sei mit seinen sechs Jahren bloß naseweis oder vielmehr sehr klug, hat zweifellos ein Problem offen gelegt: Wer oder was befand sich, von Maria, Joseph, Engeln, Hirten und den später hinzugekommenen Königen abgesehen, eigentlich noch in jenem Stall von Bethlehem? Sicher ist: Der Esel war da. Natürlich war ein Esel da! Zwar steht, wie man allgemein weiß, beim Evangelisten Lukas von dieser Tatsache nichts zu lesen. Aber was sagt das schon? Von den Schwalben, die unterm rechten Dachbalken ihr Winterquartier bezogen hatten, hat Lukas ja auch nicht erzählt. Obwohl auch die Anwesenheit von Schwalben über jeden Zweifel erhaben ist. Schließlich hat der Herr doch selber die Umstände seiner Geburt mit der Bemerkung angedeutet, nach welcher wohl die Füchse Gruben und die Vögel Nester hätten, er indessen, der Menschensohn, habe nicht, dahin sein Haupt zu legen. Das allerdings war längst in alten Texten festgeschrieben, z.B. im 84. Psalm: *Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ein Nest für ihre Jungen - deine Altäre, HERR Zebaoth*, und was, bitte sehr, ist die Krippe des Jesuskindes anderes als der Altar und Thronszitz Gottes? Also waren Schwalben da, darauf bestehe ich ausdrücklich, auch wenn Lukas sie nicht erwähnt hat. Um wieviel mehr habe ich dann aber Grund, auf der Anwesenheit des Esels zu beharren! Nicht nur, dass der Herr auf einem solchen in sehr viel späterer Zeit dem letzten und ab-

schließenden Thronsturz entgegen reitet. Vielmehr weist die Schrift schon früh ausdrücklich auf den Esel hin. *Ein Esel kennt die Krippe seines Herrn*, hat der Prophet Jesaja (1,3) notiert. Also! Kein Mensch käme doch auf den Gedanken, den Umstand, nach welchem  $1 + 1$  sich zu einer 2 summieren, streitig zu stellen. Aus der Algebra weiss man, dass, wenn in einem Beziehungsgeflecht zwei Größen bekannt sind, eine dritte aber unbekannt: dass man dann die unbekannt dritte Größe bequem erkennen und dingfest machen kann. Wenn wir also in der Weihnachtsgeschichte drei Größen haben, deren eine der Herr, deren andere die Krippe ist, so ist die Schlußfolgerung auf die Anwesenheit eines Esels lediglich noch eine Frage der biblischen Mathematik. Der Esel war da, das ist schon mal ausgemacht. Bloß das mit dem Ochsen. Also alle Welt sagt: da sei auch ein Ochse im Stall von Bethlehem gewesen. Ach, lieben Leute, wer sagt denn das? Seit wann ist denn das ein Ochse gewesen? Da lachen ja fast die Hühner. Ja natürlich, wenden Sie es nur ein: Vor den Esel habe der Prophet Jesaja doch eindeutig den Ochsen gestellt. Jeder, der will, kann das in seiner Bibel nachlesen. *Ein Ochse kennt seinen Herrn, und ein Esel kennt die Krippe seines Herrn*, steht da. Also ist auch ein Ochse dort gewesen, Punkt und Schluss, Dennis hat Recht, ein Ochse, und keine Kuh, und der wird sogar noch vor dem Esel aufgerufen. Aber gemacht, sage ich jetzt; denn seht: Weder die hebräische Bibel noch das griechische neue Testament wissen etwas von einem Ochsen, und das muss man jetzt, auch wenn man, wie ich, ein treuer evangelischer Christ ist, an Luther einfach kritisieren, dass er hier aus der biblischen Logik herausgegangen und statt dessen seine etwas derbe Fuhrmannslogik ins Spiel gebracht hat. Nein, man muss die alten Geschichten mit biblischer Logik lesen! Nehmen wir z.B. die Schafe. In den alten Bildern tragen die Hirten meistens Schafe, Widder und - öfter noch - Lämmer zur Krippe. Das nenne ich biblische Logik! Schließlich hat Abraham statt seines Sohnes Isaak einen Widder geopfert, und wenn also jetzt Gott seinen Sohn statt eines Widders dran gibt, dann bringt er die ganze Geschichte gewissermaßen wieder auf die Zeit vor Abraham, also auf ihren Anfang zurück, und also können wir uns zu Weihnachten auf eine neue Schöpfung freuen, in der man überhaupt keine Opfer mehr braucht, also weder Verkehrsopfer noch Kriegsopfer noch Erdbeben- oder Flutopfer - gar keine mehr. Ist das etwa nichts? Beim Passah des Auszugs - Sie wissen es alle - hat das Lamm die Israeliten

vor dem Zugriff des tödlichen Engels bewahrt, und seither haben sie jedes Jahr mit Hilfe eines Lammes beim Passah der kostbaren Befreiung gedacht. Und wenn wir also auf Karfreitag ein Passah Jesu feiern können, vor welchem Würgegriff sind wir dann erst gerettet! Später, im Kulturland, da geschahen Entschuldung und Entsühnung für das ganze Volk durch einen Schafsbock. Dem lud man alle Gottesverlästerungen und Sünden auf den Rücken und jagte ihn gnadenlos in die Wüste hinaus. Da kam er um. Und die Sünden mit ihm. Das fanden die Leute übrigens so bequem, dass daraus der sprichwörtliche Sündenbock geworden ist. Und dass also an diesem Krippenkind und mit diesem Krippenkind alle deine Sünden zugrunde gehen, dass also das Jesuskind im weihnachtlichen Stall unser aller Sündenbock werden würde, das hat nicht bloß Johannes der Täufer schon ganz klar erkannt. Die ganze alte Kirche das von Anfang gewusst, und deshalb musste dieses Kind natürlich zu Passah sterben, ein Sündenbock und Passahlamm der allereigensten Art, und wie gut, dass Gott ihn auferweckt hat aus den Toten, sonst lägen wir nämlich alle noch in unseren alten Sünden, und mindestens so sehr im lähmenden Würgegriff des Todes, und wäre das etwa gut? Also Schafe waren im Stall, Lämmer, völlig klar, animalische Zeichen einer Erlösungsgeschichte, die noch kommen sollte. Und deswegen, behaupte ich jetzt und halte das für vollständig und eindeutig erwiesen, war dieses Rind, von dem der Prophet Jesaja spricht und das Martin Luther nach seiner derben Fuhrmannslogik ganz und gar unmotiviert als Ochsen identifiziert hat, selbstverständlich eine *Kuh*. Woher ich das weiss? Ich weiss es aus der Bibel. *Du sollst* nämlich, sagt Mose in den Geboten der Heiligkeit (Num 19; Dtn. 21), *eine junge Kuh nehmen, ohne Fehler, auf die noch nie ein Joch gekommen ist, und sollst sie schlachten und verbrennen, ein Opfer für deine Sünden und Sühnung für das Volk, das der Herr, unser Gott, erlöst hat*. Ja, so steht es in den alten Schriften; und jetzt hört, was der Apostel an die Hebräer schreibt (Hebr. 9, 13): *Wenn schon das Blut von Böcken und die Asche von der Kuh zur Heiligung dient, um wieviel mehr wird dann das Blut Christi, der sich selbst als Opfer ohne Fehl Gott dargebracht hat, unser Gewissen reinigen*. So - und damit ist der Beweis erbracht. Wenn die Weihnachtsgeschichte überhaupt deshalb nur eine so bedeutende Geschichte ist, weil sie am Karfreitag so katastrophal endet, um am Ostermorgen eine um so glänzendere Botschaft ans Licht zu bringen - dann allerdings kann das Rind, das zweifel-

los im Stall von Bethlehem zugegen gewesen ist, auf gar keinen Fall ein Ochse gewesen sein. Dann ist dieses Rind mit äußerster Gewissheit, nämlich nach biblischer Logik eine Kuh gewesen. Und dann ist der kleine Dennis allerdings nicht einfach bloss naseweis gewesen, sondern außerordentlich klug, und seine Eltern haben Recht, auf ihn stolz zu sein, weil: Er hat uns genötigt, heute endlich, bald zweitausend Jahre nach der Geburt Jesu, die wirkliche Wahrheit über die an der Krippe anwesenden Tiere ans Licht zu bringen. Und das ist nun wahrhaftig nichts Schlechtes, nein, wirklich nicht.

## Der Hirtenhund

### *Eine weihnachtliche Mitternachtsgeschichte*

Mein Hirtenhund ist das, was man einen richtigen Handfeger nennt: Garstig, giftig gegen alles Fremde, von einer geradezu aufdringlichen Anhänglichkeit gegen alles Vertraute und Liebgewordene. Er ist kein Held. Schafe hüten, da versteht er was von, das ist sein Geschäft. Bloß die Sache mit den Wölfen und Schakalen, die dann allfälligen Auseinandersetzungen - das überläßt er lieber seinen großen Rudelgenossen und den Hirten mit ihren Stöcken und Knüppeln. Aber von unübertrefflicher Aufmerksamkeit, Tag oder Nacht. Schleicht eines auch nur von Ferne um die Herde, so schreit er los, kläffend, gauzend, je gefährlicher das feindliche Objekt, um so tiefer die Stimme. Mit den Schafen nimmt er es sehr genau. Wer aus der Reihe tanzt, wird gezwickt und gezwackt, in die Ferse oder ins Knie, und wenn es sein muss, so geht mein Hund, um eine dicht verknäulte Herde auseinanderzutreiben, auch schon mal über die zusammengedrückten Rücken. Nur zweierlei aber verträgt er nicht: Himmelszeichen und Menschen, die nicht da sind. Was das erste angeht, so reicht schon ein fernes Grollen am Horizont völlig aus, um bei meinem Hund ein äußerstes Fluchtverhalten auszulösen. Augenblicklich klemmt er die Rute ein, dann sieht man ihn nicht mehr. Er liegt in seiner Höhle vergraben, die Schnauze zwischen den Pfoten, den ganzen Leib flunderhaft auf den Boden gedrückt. Es gibt mich nicht, heißt das Signal, ich bin überhaupt nicht da, der Donner hat an mir keinen Partner des Erschreckens.

So war es auch in jener Nacht, jener berühmten, Engelsnacht, Sternennacht, Hirtennacht, Nacht auf blachem Felde. War aber nicht Donner und Blitz. War etwas anderes. Alle wissen ja, dass der Engel Gottes zu den Hirten kam. Von denen wiederum heißt es: "Sie fürchteten sich sehr". Was nun meinen Hund angeht, so hätte kein Wort von Angst, von Schrecken und Panik ausgereicht, um sein Ergehen zu beschreiben. Mit ungeheurer Plötzlichkeit brach diese Welle von Licht über Hirten und Herde, über Schafe und Hürden herein. Die Hirten, das weiß man, sanken zu Boden. Die Schafe knäulten sich ineinander auf jene Weise, wie sie den Herdentieren eigen



ist. Mein armer Hund aber verging. Ja, er verging förmlich. Er wühlte sich in seine Nothöhle, die er sich irgendwann einmal im Wurzelwerk eines abgestorbenen Baums gegraben hatte - da wühlte er sich hinein, zitternd an allen Gliedern, kaum atmend, kein Mucks, kein Laut, die Augen fest geschlossen, er lag wie tot. Nun muss man wissen, dass alle jene im Irrtum sind, die behaupten, dass Hunde dann und wann menschliche Sprache verstehen können. Und man muss ebenso feststellen, dass auch jene nicht die Wahrheit sagen, die geneigt sind, den Hunden eine gewisse Musikalität und ein Reaktionsvermögen auf geordnete Klänge und Töne zuzuschreiben. Was mein Hund nicht kennt, wirkt einfach nur Schrecken und also entweder Angriff oder Flucht. Und so konnte der Hirtenhund auch nicht hören, was der Engel sprach, dieses "Fürchtet euch nicht!" und alle diese Hinweise auf Freude und Heil, nein, er konnte es nicht verstehen, und ich überlege, ob man Gott an dieser Stelle nicht auch kritisieren muss, dass er seine schöne Botschaft zur Weihnachtsstunde allein den Menschen vorbehalten hat. Immerhin hat dieser Fehlgang später den großen Theologen Thomas bewogen, nicht nur den Frauen, sondern auch den Tieren die Seele abzusprechen. Welch ein Irrtum! Wobei man natürlich überlegen muss, ob dieser Mangel in Wirklichkeit nicht vielmehr dem Evangelisten Lukas zuzuschreiben wäre; denn jeder, der die alten Schriften kennt, der weiß auch, dass Gott sich keineswegs zu schade ist, gelegentlich auch die stumme Kreatur in seinen Botendienst zu nehmen. Das kennt man ja aus der Geschichte Bileams. Da, wie auch alle wissen, sah der Esel auf der Stelle, viel früher, als der Gottesmann ihn sah, den Engel in der Gasse stehen. Nur diesmal, was den Hund angeht: hier also war das nicht der Fall. Das macht: die Engel riechen nicht, weder so noch so, und weil für meinen Hund alles, was ist, auch einen Geruch hat, so stehe ich nicht an zu behaupten: Für Hunde gibt es überhaupt keine Engel. Weshalb man meinem Hund auch nur dann einen Verstand von Gott verschaffen kann, wenn man Gott einen Geruch verschafft. Wie aber in aller Welt sollte man Gott riechen können?

Nun jedenfalls: Mein Hund sah nichts. Er hörte nichts. Er roch nichts. Den Lobgesang der Engel hat er nicht begriffen. Zitternd, armselig und in einem äußersten Schrecken lag er rettungslos in seiner Höhle. Nur weiß ich aber nicht, wie lange. Es

war auf einmal still. Ruhige, klare Sternennacht: so kannte das mein Hund, und so war er's gewohnt. Ein leises Blöken von Schafen, goldener Glanz von goldenen Sternen vom Himmel herab. Ruhe. Zu ruhig, fand mein Hund. Langsam erhob er sich und schlich tastend auf die Herde zu. Die Hirten waren weg! Sie waren weg, er ganz alleine mit den Schafen. Das war nicht ausgemacht und war nicht abgemacht gewesen; vielmehr war zwischen ihnen allzeit klar gewesen: Ihr die Hirten, ich der Hund, da läßt man doch einander nicht allein! Und jetzt, ihr Lieben, muss ich von dem Zweiten sprechen, vom anderen, das mein Hund aufs äußerste nicht haben konnte: nämlich ohne Menschen sein. Scheltet mich jetzt nur nicht drum, vielleicht aber, denke ich mir, lernt man daraus, dass nicht nur Menschen Tiere brauchen, Haustiere, Nutztiere, Schlachttiere zum freundlichen Gebrauch. Nein, andersherum: Es brauchen auch die Tiere Menschen, weil, brauchte z. B. das Nashorn uns Menschen *nicht*, so hätte Gott sich zweifellos damit begnügt, ein Nashorn, oder sagen wir: eine Stechmücke zu schaffen; und wenn er also nebst den beiden (und unendlich vielen anderen) schließlich auch den Menschen schuf, so tat er das zweifellos deshalb, weil er wusste, dass Tiere Menschen brauchen; und schon dies zeigt hinreichend, finde ich, dass wir Menschen allen Grund haben, durchaus anders als fallweise liederlich mit den Tieren umzugehen.- Nun jedenfalls: kein Mensch da. Das verträgt mein Hund nicht. Das wirkt ihm eine Panik, die durchaus nicht weit von jener anderen ist, in die das Licht vom Himmel ihn versetzte. Zumal - die Duftspuren in der Luft sprachen Bände - kaum waren die Hirten davon, so fingen schon die Feinde an, die Herde zu umkreisen, Schakale, Wölfe, Schlangen, Füchse - alles, was sich eine leichte Beute machen möchte. Nun hat mein Hund zwar öfters Angst, wie ich schon oben zu bemerken Anlass hatte, doch auf seine Weise, hundsweise gewissermaßen, war er keineswegs dumm. Er senkte also seine Nase auf den Boden, Bruchteile von Millimetern schwebte sie über der dunklen Steppengrasnabe, er nahm die Spur und lief davon. Nein, nicht auf's Geratewohl, sondern ziel- und planmäßig, Tritt um Tritt, als wäre lichter Tag, so folgte er der Hirtenspur. Indes die Schafe hinterdrein. Und weil Schakal und Schlange, Fuchs und Wolf ihr Nachtmahl schon im Schwinden sahen, so liefen sie rasch hinterher, es war ein Laufen, Wirbeln in der Nacht, als hätte sich die ganze Welt bewegt. Vorweg mein Hund. Die Nase haarbreit überm Boden hän-

gend, den Kiefer klappend, um ja bloß kein Partikelchen kostbaren Geruchs zu überriechen, so zog er schnurgerade seinen Hirtenweg. Überm Stall stand der Stern. Mein Hund hielt inne. Schafe hielten inne. Schakale, Wölfe, Schlangen, Füchse: sie hielten ein, die Welt stand still. Wie ging das aus ? Ach, kommt, ich will nicht mehr viel Worte machen. Der Stall stand offen. Mein Hund legte sich in die Tür, die Schafe legten sich, Widder und Schäfin, die Lämmer kuschelig bei ihren Müttern, die Wölfe legten sich, Schakale, Schlangen, und wenn ich jetzt anfinge, aufzuzählen, wer sich da noch alles zugesellte, das währte länger, wie wenn ich jetzt den ganzen Brehm verläse. Und deshalb schweige ich davon. Nur aber indes mein Hirtenhund, der hatte in der Nase einen guten Ruch. Drinnen die Krippe, drinnen das Kind, ein Mensch, ganz nah, so wie mein Hirtenhund das braucht. Und davor aber in einer wohlbehüteten, geborgenen, ja man muss geradezu sagen: in heiliger Nacht die ganze lebendige Welt der Tiere. Die Arche Noah, sag ich euch, ist nichts dagegen! Und gesetzt, mein Hund und ich, wir könnten reden und könnten sprechen, wie es unter Freunden üblich ist, und mein Hund fragte mich also eines Tages: Wie riecht eigentlich Gott?, so brauchte ich nur zu antworten: Er riecht, wie es in jener Stalltür roch, um Mitternacht, bei Bethlehem - dann, Ihr Lieben, glaubt es nur, dann hätte mein Hund auf der Stelle einen überaus klaren Verstand von Gott.

### Natürlich hat die Zecke das Christkind nicht gebissen

Natürlich hat die Zecke das Christkind nicht gebissen. Nein, Sie können ganz beruhigt sein. Obwohl: dass hier ein Unglück geschehen könnte, das war andererseits ja auch nicht auszuschließen und nicht so vollständig von der Hand zu weisen gewesen; denn, das muss ich Euch sagen, es waren die absonderlichsten Gäste, die sich da mitternächtlich im Stall von Bethlehem versammelten. Darunter eben auch diese Zecke. Mein Hirtenhund nämlich, von dem ich Euch vor einigen Jahren an dieser Stelle erzählt habe, der lief damals auf seinem Weg vom Hirtenfeld zum Stall – Sie wissen ja: die Nase immer tief am Boden, auf nichts anderes achtend als auf die Spur, welche die Hirten hinterlassen hatten – so also lief er an einem halb hohen Büschel Steppengras entlang, und schon hatte er einen dieser unangenehmen Gäste im Quartier. Nun will ich das nicht weiter ausführen, wie dieses winzig kleine Insekt, das ja für uns Menschen durchaus eine Gefahr darstellt, statt dass es sich seine Nahrung an meinem Hund gesucht hätte, mit winzigen Krabbelbeinen an die Krippe gelangte, um sich von ihrem Rand aus unbemerkt und gefahrenreich dem Jesuskind zu nähern. Aber nein, ich erzähle das nicht weiter, denn es gibt Geschichten, die kann man zur Christnacht erzählen, und es gibt Geschichten, die soll man zur Christnacht nicht erzählen. Ich kann nur so viel sagen: Es ist überhaupt nichts passiert. Natürlich hat die Zecke das Christkind nicht gebissen. Sie können darüber wirklich ganz beruhigt sein. Sie hat noch nicht einmal meinen Hund gebissen, keinen Wolf, kein Schaf, keinen Menschen, sie hat überhaupt nicht mehr gebissen, und das, Ihr müsst es zugeben, ist für eine Zecke doch ein ganz verwunderliches Ding. Aber ich habe diese Geschichte erwogen, weil niemand glauben soll, diese Sache mit dem Stall von Bethlehem, das wäre einfach bloß so irgendein christliches Idyll. Nein, das ist nicht so. An jenem Tag nämlich, so hat der Prophet Jesaja das gesehen, an jenem Tag, an welchem das Röslein entspringt und das Reis hervorgeht aus dem Stamm Isais, da werden – ich zitiere die Bibel (Jes 11) - *die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Panther bei den Böcken lagern. Kühe und Bären werden zusammen weiden, und Löwen werden Stroh fressen wie die Rinder. Und ein Säugling wird spielen am Loch der Otter, und ein entwöhntes Kind wird seine Hand stecken in die Höhle der Natter.* Oft genug, das muss

ich Ihnen gestehen, habe ich mich gefragt, warum denn Gott, als er diesen Garten für Adam machte – das kennen Sie ja – und wie er dann die Tiere machte, um für Adam die Hilfe zu finden, die er brauchte – oft genug habe ich mich gefragt, warum denn Gott wohl auch all diese Tierlein gemacht hat, die uns Menschen (und ja nicht nur uns Menschen) so viel Plage bereiten. Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht. Was ich aber weiß, ist dies: In jener Nacht, in dieser Einen ganz bestimmten; in jener Nacht, die ein Mal war und niemals wiederkehrt; in jener Nacht, die sozusagen die Vorabschattung desjenigen Tages war, an welchem Gott die ganze Welt neu machen wird, ohne Leid, ohne Geschrei, ohne Hunger, Krankheit und Tod, ohne die Tränen der Traurigkeit: in jener Nacht also, in dieser Einen, ganz bestimmten, da war alles, was lebt, in geradezu göttlichem Frieden um die Krippe des Jesuskindes versammelt: Wolf und Lamm, Bär und Kalb, Esel und Rind, König und Hirte, Engel und Mensch und eben auch diese nun doch wirklich unangenehme Zecke. Und wissen Sie, wenn ich über solche Dinge nachdenke, warum Gott dieses und jenes tut, was doch für uns Menschen oft so schwer und so vollkommen unverständlich ist – für Voltaire war es das große Erdbeben von Lissabon mit seinen vieltausend Toten und sonst will ich jetzt keine weiteren Beispiele nennen, denn ich denke, jeder von Ihnen ist auf seine Weise schon einmal vor diese Frage geraten: Lieber Gott, warum tust du das? – also immer, wenn ich über solche Dinge nachdenke, dann sage ich mir: Auf die Nacht von Bethlehem, in der ja anderswo, z.B. in der großen Stadt Jerusalem, auch geweint, in der auch gelitten und gestorben wurde, in der Schandtaten verübt und missgünstige Gedanken gedacht wurden, wie man ja alsbald an dem bitteren König Herodes lernen konnte – auf diese Nacht folgt nur noch ein einziger Tag, den nennt die Bibel den Tag des Herrn, heißt in unserer Sprache aber der Jüngste Tag. Und das – ich sage es Euch – das wird ein guter Tag. Denn an diesem Tag, das lehrt uns die biblische Überlieferung, da wird dieses Krippenkind Jesus vor uns und bei uns stehen, und wir werden alles erkennen und alles begreifen, was wir hier nicht erkennen und nicht verstehen konnten, auch die Dunkelheiten Gottes. Und deshalb, Ihr Lieben, so wie dieses heute die Freudennacht schlechthin ist, so wird jener Tag der Freudentag schlechthin sein. *Das Land*, so sagt die Schrift, *wird voll Erkenntnis des HERRN sein, wie Wasser das Meer bedeckt* (Jes 11,9). Denn, so hat der Apostel Paulus notiert, und dabei weist er mit sei-

ner Hand auf diese Krippe und auf dieses Kind, *in ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis*" (Kol 2,3); und *auf alle Gottesverheißungen ist in ihm das Ja; darum sprechen wir auch durch ihn das Amen, Gott zum Lobe*" (2 Kor1,20). Und Ihr wisst ja: Amen, das bedeutet: Ja, das ist gewiss und ist gewisslich wahr. Und deshalb sage ich es doch noch einmal: Nein, natürlich hat die Zecke das Christkind nicht gebissen. Nein, natürlich nicht! Amen.

### **Bahne frei!**

*Es ruft eine Stimme: In der Wüste bereitet dem Herrn den Weg, macht in der Steppe eine ebene Bahn unserem Gott. (Jes 40,3)*

Manchmal, Ihr Lieben, ging's im Winter so: Es war kalt, es fiel Schnee, weißer, dichter, tiefer Schnee. Dann nahmen wir unsere Schlitten und gingen zum Rodelberg, das war ein weiter Weg, denn in Berlin, wo ich groß geworden bin, gibt es nicht so viele Berge und Hügel wie hier im Kraichgau. Unser Rodelberg war ein Trümmerberg, aus dem Schutt von Ruinen aufgehäuft, der Teufelsberg in Berlin. Da war dann eine lange eisige Rodelbahn eingefräst, die sausten wir Kinder und auch noch als junge Leute so im Konfirmanden- und höheren Schulalter auf unserem Schlitten hinunter. Das war schön. Und wenn man dann unten war, ein bisschen erschöpft und glücklich von rasanter Fahrt, musste man rasch beiseite gehen, denn mitten im winterlichen Treiben, in Kindergeschrei und Getümmel erscholl von schon wieder von oben her der Ruf: Bahne frei, Bahne frei. Und dann musste man sich trollen, denn da kam dann schon wieder ein Schlitten in hohem Tempo angesaust oder sogar ein ganzer Schlittenzug und Schlittenkonvoi, und das war ganz wunderbar anzusehen und zu erleben, lachende vergnügte wirbelnde tummelnde Winterkinder. Nur, wie gesagt, man musste natürlich aufpassen, dass man auch wirklich die Bahn frei machte, sonst konnte es passieren, dass man, wenn nicht unter die Räder, aber denn doch unter die Kufen kam. Und das war schmerzhaft und dann keineswegs schön. Also: Bahne frei!

Eine Stimme ruft, heißt es in der Schrift, sie ruft: Bahne frei! *Macht Bahn unserem Gott!* Gott ist nun allerdings kein Schneevergnügen, das ist richtig. Sehr wohl aber ein Vergnügen, lachendes, wirbelndes, schönes lebendiges Leben. Das ist das erste, was mir heute wichtig ist. Das Geschrei der Kinder auf der Rodelbahn. Das klirrende Rollgeräusch von Skateboards auf dem Asphalt. Das glückliche Gesicht einer jungen Frau am Arm ihres Freundes. Ein Vater mit seinem Kleinkind im Supermarkt, zwei fröhliche Gesichter. Großmutter teilt mit ihrem Enkelkind die Brezel. Ein Straßenbahnfahrer erklärt dem gedrängten Publikum im viel zu kleinen Zug in großer Gelassenheit und Zugewandtheit, warum das gerade jetzt so ist und wie es bald anders sein wird. Und schon sind alle versöhnt. Wunderbar. Es sind Kleinigkeiten und

gleichwohl Kostbarkeiten, es sind Momente des sich ereignenden, wirbelnden, vergnügten, lachenden, lebendigen Lebens. Und in allen diesen kostbaren Momenten ist Gott. Also: Bahne frei für Gott. *Alle Täler sollen erhöht, alle Berge und Hügel erniedrigt werden.* Das heißt nicht, Bagger holen und den Kraichgau platt machen. Sondern heißt: Bahn frei für die lebendige gottgeschenkte Lebendigkeit mitten in unserem Leben. Denn mitten darin steckt Gott, selbst in den glitzernden und manchmal nervigen Lichterketten auf den Straßen und in den Vorgärten. Was sind sie anderes als Zeugnis, mitten in winterlicher Dunkelheit, Zeugnisse (und sei es in verzerrter Verborgenheit) eines tiefen Verlangens, einer tiefen Sehnsucht nach Licht und Leben. Ich will diese Sehnsucht nicht verachten. Ich deute sie im Horizont Gottes. Sie ist schön. Bahne frei für Gott!

Warum sage ich das? Ich sage das, weil wir dieses Gottesvernügen, den herabsausenden Gott in den Lebendigkeiten unseres Lebens oft gar nicht wahrnehmen. Wir nehmen unser Leben für das Normale, nicht etwas, das geschenkt ist. Wir nehmen es für etwas, das man hat, etwas, das man hat und gebraucht und auch verbraucht und dann irgendwie auch ablegen und, wer weiß, am Ende gar beiseite legen kann. Wir segeln so durch unsere Tage und merken diese lebendige Lebendigkeit des Lebens gar nicht mehr. Und wissen Sie, wofür unsere Gottesdienste gut sind? Sie sind dafür gut, dass wir im Mahlgang, im Verschleiß unserer Tage wenigstens einmal die Woche, wenigstens am Sonntag, im Getümmel und Stimmengewirr und Lärmen der Welt den Ruf hören, die Ohren adventlich gespitzt: Bahne frei! Bahne frei für Gott. Bahne frei für das vergnügte, lachende, lebendige Leben. Das ist ganz gut, weil wir nach unserer Menschenart ja immer lieber gleich ein wenig murren und maulen (wie schon die Schlange im Paradies und wie schon die Israeliten bei Auszug aus Ägypten). Ich weiß eine Stadt, die hat unlängst einen Künstler beauftragt, einen dieser Plätze am Eingang zur Altstadt zu verschönern. Das Ergebnis fand durchaus nicht ungeteilte Zustimmung. Zwei bunte Türme. Zu hoch. Zu bunt. Zu auffällig. Zu eckig. Zu teuer. Dabei ist es doch außerordentlich bemerkenswert und schön, ja, wirklich ein Zeichen von lebendiger Lebendigkeit, wenn eine Bürgerschaft ihre Lust an sich selber, an ihrem Leben, an ihrer Gemeinschaft durch eine ästhetische An-



strengung dokumentiert. Mir gefallen die leuchtenden Farben, mir gefällt die bunte Transparenz dieser Stelen, ich gucke das an mit dem Vergnügen, mit dem ich vor Jahrzehnten die Türme angeschaut habe, die meine Kinder, damals Kleinkinder, aus diesen Duplo-Legosteinen gebaut haben. Wenn sie fertig waren, haben sie (oder haben wir beide) gekräht vor Vergnügen (obwohl doch diese Legobauten für nichts nütze waren). Also Bahne frei für Gott. Denn wo Gott herabfährt, ist lachendes, wirbelndes, lebendiges Leben.

Aber nun weiß ich natürlich auch, dass es mit Gott nicht bloß so seine Vergnüglichkeiten hat. Manchmal kommt das Leben auch ins Taumeln. Manchmal geschehen furchtbare Dinge. Manchmal legt sich eine lähmende Leere, ein beklemmendes Gefühl von Sinnlosigkeit über mein Leben. *Was soll ich sagen? Alles was lebt ist Gras, und alle seine Schönheit wie die einer Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt, wenn der brennende Atem Gottes da hineinfährt.* Es gibt, Ihr Lieben, die alte Lehre vom Zorn Gottes. Heute spricht man nicht mehr gerne davon. Es ist altmodisch. Die Welt, unsere Welt, unsere westliche, europäische EU-Welt, verträgt das nicht mehr. Sie verträgt die Dunkelheiten Gottes nicht mehr, und ich vermute: sie verträgt sie nicht mehr, weil sie ihre eigenen Dunkelheiten, die sie täglich produziert, nicht mehr verträgt und weil sie gelernt hat, sie hübsch und rasch und medial vor sich selber zu verstecken. Und deshalb sage ich jetzt: Es ist in dieser alten Lehre vom Zorn Gottes etwas aufgehoben, etwas ist darin gleichsam eingewickelt und enthalten, das gehört unmittelbar zur elementaren Gotteserfahrung hinzu. Und ist zugleich das Mittel, auch in der bittersten Lebenserfahrung den Gotteskontakt, ja, das Pochen auf Gottes Gegenwart, den Anspruch auf seine Nähe nicht fahren zu lassen. Das ist die Erfahrung der brennenden Heiligkeit Gottes. Und oft ist mir so, als wäre uns, die wir, Kinder meiner Generation, aus Trümmern und beklemmenden Schatten von Schuld und Beschämung heraus herangewachsen sind – als wäre uns, die wir aufwuchsen in einem materiell und moralisch verwüsteten Land, die wir aufwuchsen in vaterlosen Familien, unter Heimatverlusten und zuvor unvorstellbarer Verarmung – manchmal ist mir so (und ich rede hier aus sehr konkreter Erfahrung), als wäre die brennende Heiligkeit Gottes, als wäre der richtende Gott des Gerichts das erste unserer Got-

teserfahrungen gewesen, eine Erfahrung, aus der heraus wir die Kostbarkeit seiner Gnade überhaupt erst lernen und erkämpfen mussten. Gott ist ein Geschenk, ein kostbares Geschenk, so kostbar wie das Leben. Und ein Geschenk will entdeckt, gepflegt und gewonnen sein. Also Bahne frei für Gott.

Also hört, was am Ende durch alle Vergnüglichkeiten, durch alle Heiligkeiten und Dunkelheiten Gottes hindurch am Ende dann endlich und wirklich zu stehen kommt. Ja, spricht die Stimme, ja, *Gras vertrocknet, Blume verdorrt, aber das Wort unseres Gottes* steht da und bleibt und bleibt und *bleibt in Ewigkeit*. Und wenn Ihr mich jetzt fragt: Ei aber nun, wie heißt denn dieses Wort, das da steht und aufersteht und bleibt und bleibt in Ewigkeit? – so antworte ich: Ihr Lieben, es ist doch Advent. Noch eine kurze Zeit, dann werden wir es sehen und hören, weihnachtliche Botschaft aus dem Joh 1, 14: *Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit. Denn als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, Jesus, geboren von einem Weibe, damit er uns von allen Dunkelheiten erlöste und wir die Kindschaft empfangen* (Gal 4, 4).

Also, Kinder, auf zur Rodelbahn. Und Bahne frei für Gott.